



universität
wien

Das gemeinsame Erleben einer inkluisiven Konferenz

BÄUERL, Clara-Sophie

KÄMPF, Patrick

STEJSKAL, Nora

TIEBER, Beatrice

Diese Arbeit ist im Rahmen der Lehrveranstaltung: WM-M9 Didaktik: Lehren und Lernen mit Medien, SoSe 2019 von Mag.Dr. Alexander Schmözl, Bakk. Entstanden.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	3
1. Theorie und zentrale Begriffe (Beatrice Tieber)	5
Erleben.....	5
Inklusion.....	6
Inklusive Konferenz	7
Serious Games	8
„Stop the mob“	8
„Iconoscope“	9
Lernschwierigkeit	9
2. Forschungsansatz - Inklusive Forschung (Nora Stejskal)	11
3. Forschungsethik (Patrick Kämpf)	17
Ethische Herausforderungen	18
Ethische Richtlinien für diese Seminararbeit	21
4. Forschungsmethode (Clara Bäuerl)	23
5. Ergebnisse	29
6. Diskussion und theoretische Rückbindung	35
7. Conclusio.....	38
Literaturverzeichnis	41
Inhalt/Theorie/Studien.....	41
Inklusive bzw. partizipative Forschung.....	42
Forschungsethik.....	43
Forschungsmethode.....	44
Abbildungsverzeichnis	45
Anhang	44
Projektplan:	44
Informierte Einverständniserklärung:.....	45

Einleitung

Inklusion gewinnt innerhalb unserer Gesellschaft mehr und mehr an Bedeutung und hält Schritt für Schritt Einzug in verschiedenste Lebensbereiche, so auch in Kongresse und Konferenzen. Mittlerweile ist Inklusion nicht mehr bloß Thema dieser Kongresse und Konferenzen – sie werden auch mit einer inklusiven Ausführung der Veranstaltungen, um auch Menschen mit Beeinträchtigungen die Teilnahme an selbigen zu ermöglichen.

Unter Betrachtung dieser Ausführungen drängt sich unweigerlich die Frage auf, wie inklusiv diese Veranstaltungen tatsächlich sind. Im Sinne einer inklusiven und partizipativen Forschungsethik kann dies allerdings nicht allein von Menschen, die sich auf Inklusion spezialisiert haben beurteilt werden. Aus diesen Überlegungen entstand die der folgenden Arbeit zugrundeliegende Idee, eine als inklusiv ausgeschriebene Konferenz genauer zu betrachten und in Zuge eines partizipativen Miniforschungsprojektes, eben jener oben angeführten Frage, auf den Grund zu gehen.

Dafür werden zunächst im anschließenden Kapitel die zentralen Begrifflichkeiten, auf die sich die nachfolgende Arbeit stützt genauer definiert. Hierbei wurde sich auf vier Begriffe geeinigt: Inklusion, Inklusive Konferenz, Serious Games und Lernschwierigkeit. Der Begriff der Serious Games ist für diese Arbeit deswegen zentral, da diese das Hauptthema der besuchten Konferenz darstellten. Lernschwierigkeit ist hierbei insofern von Bedeutung, als eine*r der Co-Forscher*innen, die in Zuge des Projektes ihre Eindrücke von der Konferenz wiedergegeben haben, eine Lernschwierigkeit hat, womit auch dieser Begriff genauer zu definieren ist.

Im daran folgenden Kapitel wird auf den zugrundeliegenden Forschungsansatz, also partizipative bzw. inklusive Forschung genauer eingegangen. Dies ist insofern relevant für die Seminararbeit, da innerhalb dieses Projektes, wie bereits erwähnt, partizipativ geforscht wurde.

Im dritten Kapitel wird, die der Arbeit zugrundeliegende Forschungsethik erläutert. Zunächst wird genauer auf den Begriff eingegangen, danach werden die für diese Arbeit gewählten ethischen Richtlinien angeführt. In Hinblick auf die geringen zeitlichen Ressourcen, die für diese Arbeit zur Verfügung standen, einigte sich das Forscher*innen-Team darauf, keine eigenen Richtlinien zu erarbeiten, sondern das Richtlinienwerk der Universität Salzburg aus dem Jahr 2012 als Grundgerüst heranzuziehen und es den jeweiligen Bedürfnissen nach an die Forschungsarbeit sowie das Team anzupassen.

Das vierten Kapitel beinhaltet eine genauere Definition der gewählten Forschungsmethode, der Photovoice-Methode, sowie eine genauere Darlegung der Begründungen, warum diese Methode für das beschriebene Forschungsprojekt als die geeignete erachtet wurde. Folglich werden die selbsterstellten Forschungsschritte genauer erläutert und dargestellt.

In Kapitel fünf werden die Ergebnisse der mit der in Kapitel vier gewählten Methode durchgeführten Erhebung dargestellt. Im Anschluss erfolgt in Kapitel sechs eine Diskussion ebenjener Ergebnisse, sowie eine theoretische Rückbindung.

Das letzte und siebente Kapitel stellt die Conclusio dar, in der zunächst ein kurzer Überblick über die Forschung und ihre Ergebnisse auch die Beantwortung der gewählten Forschungsfrage erfolgt. Die Forschungsfrage für die nachfolgende Arbeit lautet:

„Wie erleben Menschen mit und ohne Lernschwierigkeit den Besuch einer inklusiven Konferenz?“

1. Theorie und zentrale Begriffe (Beatrice Tieber)

Erleben

Betrachtet man den Begriff des Erlebens, wird dieser gemeinsam mit dem Verhalten häufig dem Forschungsgegenstand der Psychologie zugeordnet. Hierbei spielen vor allem Lerntheorien eine große Rolle, da das individuelle Erleben an dieser Stelle einen großen Stellenwert hat. Erleben erhält durch die Betrachtung aus unterschiedlichen Perspektiven bzw. Bereichen verschiedene Definitionen. In der Psychologie wird der Begriff als etwas Subjektives beschrieben, da darunter psychische Abläufe fallen, welche dem Bereich der menschlichen Psyche zuzuordnen sind und daher anderen nicht direkt zugänglich sein können. Der Gegensatz hierzu wäre das Verhalten, welches von anderen erkannt und beobachtet werden kann. Eng mit dem Erleben verknüpft sind somit beispielsweise Wahrnehmen, Denken oder Emotionen (vgl. Prändl, 2014, S. 1).

Auch wenn das Erleben durch andere nicht direkt gedeutet werden kann, bietet das objektive Verhalten von Personen in vielen Fällen Hinweise auf das subjektive Erleben. Darüber hinaus kann das eigene Erleben immer kommuniziert werden, da dies durch andere meist nachempfunden werden kann. Ein Beispiel hierfür wäre das Nachempfinden von Gefühlen, die man bereits selbst (mehrfach) empfunden hat. Wichtig ist hierbei jedoch zu erwähnen, dass Erleben trotz dieser Tatsache den subjektiven Charakter behält, da unterschiedliche Situationen oder Gefühle von Person zu Person auch verschieden wahrgenommen werden, daher spricht man beim Erleben auch von dem inneren Verhalten (vgl. ebd.).

Ein weiterer Begriff, der für das Erleben verwendet wird, ist das Mentale. Psycholog*innen befassen sich nicht nur mit dem Verhalten, das beobachtbar ist, sondern betrachten genauso die Zusammenhänge in Bezug auf Erleben. Die Erkenntnis zahlreicher Forscher*innen der Psychologie ist außerdem, dass menschliches Verhalten nur dann verstanden werden kann, wenn die Hintergründe, also mentale Prozesse und Funktionen des menschlichen Gehirns, erfasst werden (vgl. Goller, 2009, S. 19).

Unter Erleben versteht man des Weiteren alle inneren Prozesse, die nur durch Selbstbeobachtung zugänglich gemacht werden können. Hiermit ist das Bewusstsein eng verknüpft, da dies die Fähigkeit zu erleben beschreibt und wichtig ist, um sich selbst als Individuum wahrzunehmen. Daraus folgt, dass bewusstes Erleben in unterschiedlichen Situationen auftreten kann, das Individuum sich jedoch immer bewusst ist, dass es eine Erlebnisqualität besitzt. Die Problematik hierbei ist, dass es sehr schwierig sein kann, die

individuelle Erlebnisqualität zu erklären, das heißt, warum man eine Situation, ein Bedürfnis oder einen Zustand auf bestimmte Weise wahrnimmt (vgl. ebd., S. 27).

Ein weiterer wichtiger Aspekt diesbezüglich ist, dass Gerhard Roth in Bezug auf Erleben und Bewusstsein weitere Unterscheidungen trifft. Er unterscheidet zwischen Aktual- und Hintergrundbewusstsein. Unter dem Aktualbewusstsein wird alles verstanden, was aktuell von einer Person bewusst erlebt wird. Dazu zählen beispielsweise Erleben von eigenen Gefühlen oder Wünschen, Wahrnehmung von Geschehnissen in der Umwelt, Wahrnehmungen im eigenen Körper oder das Erleben von Erinnerungen, Bedürfnissen oder Absichten. Betrachtet man das Hintergrundbewusstsein genauer, wird deutlich, dass hierbei das Erleben der eigenen Identität und das Bewusstsein, dass man für seine Gedanken und Handlungen selbst verantwortlich ist, im Vordergrund stehen. Fasst man Aktual- und Hintergrundbewusstsein zusammen erhält man den Strom des Bewusstseins, welcher nur durch Tiefschlaf oder Bewusstlosigkeit unterbrochen werden kann (vgl. Roth, 2003, S. 196ff.).

Inklusion

Betrachtet man die Entstehung des Begriffes der Inklusion, stößt man auf das lateinische Verb „includere“, welches mit einschließen oder einlassen übersetzt werden kann. In der Soziologie versteht man unter Inklusion die Akzeptanz und Gleichberechtigung von jedem Menschen, sodass eine selbstbestimmte Teilhabe an der Gesellschaft ermöglicht wird. Wichtig ist, dass individuelle Merkmale, wie beispielsweise Alter, Geschlecht, Bildung, Herkunft, Religion oder Behinderungen hierbei keine Rolle spielen. Die meist damit einhergehende Vielfältigkeit einer inklusiven Gesellschaft wird als Bereicherung aufgefasst und eine definierte Norm gibt es nicht. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Barrierefreiheit, die mit inklusiven Prozessen angestrebt wird, um das Recht auf Teilhabe für alle Personen gewährleisten zu können (vgl. Schöb, 2013, o.S.).

Bewegt man sich von der Soziologie in den Bereich der Bildung, wird deutlich, dass inklusive Pädagogik ähnliche Ziele anstrebt. Grundsätze hierbei sind beispielsweise die Wertschätzung der Vielfalt und somit das Arbeiten in heterogenen Lerngruppen bereits im frühen Alter. Ein inklusives Bildungssystem schließt niemanden aus und unterstützt ein gemeinsames Lernen. Um dies gewährleisten zu können, steigt der Bedarf an besonderer Unterstützung für Schüler*innen, Student*innen oder andere Lernende an. Der wesentliche Aspekt ist an dieser Stelle, dass diese individuellen Bedürfnisse nicht von den Personen selbst, sondern vom System bereitgestellt, bzw. ausgeglichen werden müssen (vgl. ebd.).

Schluchter setzte sich ebenfalls mit dem Inklusionsbegriff auseinander und ging im Zuge dessen näher darauf ein, wie Inklusion durch den Einsatz von Medien vorangetrieben und unterstützt werden kann. Er bezieht sich bei der Definition des Begriffs auf Kronauer (2013). Inklusion als Perspektive gesellschaftlicher (Weiter-) Entwicklung betrachtet in diesem Fall Gründe für den Ausschluss von Menschen von zentralen Bereichen der Gesellschaft, wie beispielsweise der Erwerbsarbeit, von persönlichen, politischen und sozialen Bürgerrechten oder von sozialen Netzwerken (vgl. Kronauer 2013, zit. nach Schluchter 2016, S. 24).

Da wir uns im Zuge unserer Forschung unter anderem näher mit Medien auseinandersetzen und deren Nutzung in der heutigen Zeit allgegenwärtig ist, spielen diese Aspekte auch im Hinblick auf Inklusion und Partizipation eine zentrale Rolle.

Die Frage danach, wie Medienangebote genutzt und Medieninhalte selbst erstellt werden können, stehen an diesem Punkt im Vordergrund. An erster Stelle steht hier die Forderung nach Chancengleichheit für alle Menschen, unabhängig von Geschlecht, Alter, sozialer oder kultureller Herkunft und Behinderung (vgl. Schluchter 2016, S. 24f.).

Inklusive Konferenz

Da hier bereits das Wort inklusiv vorkommt, weist dies wieder darauf hin, dass bei der Konferenz niemand ausgeschlossen ist und jede Person daran teilnehmen kann.

Bei der eCrisis-Konferenz, welche wir gemeinsam mit unseren Co-Forscher*innen besuchen werden, geht es in erster Linie darum, dass aktuelle Krisen soziale Ungleichheiten in Europa immer mehr steigen lassen. Hierzu zählen alltägliche Krisen, wie zum Beispiel Mobbing, Diskriminierung und finanzielle Situationen. Außerdem werden auch aktuelle Krisen, wie Kriege und die daraus resultierenden Fluchtbewegungen, miteingeschlossen. Das Projekt eCrisis (Europa in der Krise) beschäftigt sich seit 2016 mit der Thematik und setzte sich zum Ziel, Inklusion umzusetzen. Mitwirkende im Forscher*innenteam sind hierbei die Universität Malta, das maltesische Kollegkollektiv St. Ignatius, die griechische Privatschule Ellinogermaniki Agogi, die technische Universität Athen und die Universität Wien (vgl. Camilleri et al., 2019, S. 8ff.).

Im Vordergrund steht vor allem die Partizipation von Schüler*innen und die Herstellung eines inklusiven Unterrichtssettings, unabhängig von Merkmalen wie Herkunft, Gender und den individuellen Fähigkeiten. Hilfestellungen bei dieser Konferenz bieten vor allem digitale Tools, welche spielerisch soziale Kompetenzen und kreative Denkansätze fördern sollen. Nicht zu vergessen ist der Aspekt der Reflexionsbereitschaft über Vielfalt und Ungleichheiten, welcher

im Zuge dessen ebenfalls gefördert werden soll. Dem inklusiven Forschungsansatz wird während des ganzen Projekts ein hoher Stellenwert zugeschrieben, da dieser grundlegend für die einzelnen Projektphasen ist (vgl. ebd.).

Die eCrisis-Konferenz bietet unter anderem unterschiedliche Vorträge zu aktuellen Thematiken und Podiumsdiskussionen an. Für unser Forscher*innenteam sind die Spielestationen von besonderer Bedeutung, da diese gemeinsam mit den Co-Forscher*innen ausprobiert werden sollen, um das Erleben dieser im Anschluss genauer betrachten zu können. Zwei Spiele werden im Folgenden genauer beschrieben.

Serious Games

Da „serious games“ den Lernprozess von Kindern und Jugendlichen anregen können, wird auf diese vermehrt auch im Unterrichtsgeschehen zurückgegriffen. Es handelt sich hierbei um Spiele, die nicht allein der Unterhaltung dienen, sondern immer auch einen pädagogischen oder gesellschaftspolitischen Zweck mitbringen (vgl. Fübi, 2016, o. S.). Sie ermöglichen Schüler*innen auf spielerische, abwechslungsreiche und auch vertraute Weise den Zugang zu unterschiedlichen Thematiken. Weil vor allem das Erleben der Co-Forscher*innen bei der Teilnahme an der inklusiven Konferenz im Vordergrund steht, haben diese die Möglichkeit im Zuge dieses Tages einige „serious games“ auszuprobieren und ihre Erfahrungen, wie bereits erwähnt, mit Hilfe von Fotos festzuhalten. Hierbei nehmen folgende Spiele eine zentrale Rolle ein:

„Stop the mob“

Bei „Stop the mob“ handelt es sich um ein „point-and-click“ game, welches im Zuge eines Seminars an der Universität Wien von Student*innen entwickelt wurde. Im Vordergrund stehen hierbei Problematiken, wie Ausgrenzung und Mobbing, welche an vielen Schulen in Österreich an der Tagesordnung stehen. Während des Spiels werden Spieler*innen mit unterschiedlichen Situationen konfrontiert, um kurz darauf zu entscheiden, wie gehandelt werden soll. Es werden fünf Tage mit einem selbsterstellten Charakter durchlebt, an denen sich Spieler*innen mit Mobbing-situationen von anderen Schüler*innen in und außerhalb der Schule konfrontiert sehen und über ihr Handeln entscheiden müssen. Zum Schluss wird zusammengefasst, wie das eigene Verhalten sich auf die Person auswirkte, welche unter dem Mobbing gelitten hat (vgl. Walsh & Schmoelz, 2015, S. 4f.).

„Iconoscope“

„Iconoscope“ wurde im Rahmen des Projekts C2Learn entwickelt und soll vor allem die Kreativität von Spieler*innen anregen und fördern. Die Inspirationen hierfür kamen unter anderem von Ratespielen und nicht-digitalen Konstruktionen, da sprachlich beschriebene Konzepte als Symbole visuell dargestellt werden sollen. Auch wenn die Verbindung vom Konzept mehrdeutig sein soll, muss das gewählte Konzept klar erkennbar sein (vgl. Liapis, Hoover, Alexopoulos & Dimaraki, 2015, S. 2ff.).

Empirische Studien, welche Auswirkungen auf den Einsatz von „serious games“ genauer beleuchten, sind im deutschsprachigen Raum zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht weit verbreitet, obwohl es bereits einige Einzelstudien diesbezüglich gibt. In den vereinigten Staaten wurde 2014 die Studie „Empowering Educators: Supporting Student Progress in the Classroom with Digital Games“ durchgeführt, bei der unter anderem Fishman von der University of Michigan den Einsatz digitaler Spiele näher betrachtete. Die Studie macht deutlich, dass die direkte Interaktion erleichtert wird und digitale Spiele somit eine zusätzliche Lehrmethode bilden (vgl. Fishman, Riconscente, Snider, Tsai & Plass, 2014, S.2ff.).

Lernschwierigkeit

Unter Menschen mit Lernschwierigkeit versteht man generell Menschen, die in der Vergangenheit als Menschen mit geistiger Behinderung bezeichnet wurden. Die Bewegung „People first“ forderte daher den Blick auf den Menschen zu richten und eventuelle Behinderungen in den Hintergrund zu stellen (vgl. Schreiblauer & Kofler, 2009, S. 3f.).

Menschen mit Lernschwierigkeit stoßen in unserer Gesellschaft leider immer noch in vielen Fällen auf unterschiedliche Barrieren. Ein großes Hindernis stellt vor allem die fehlende leichte Sprache dar. Betrachtet man alltägliche Situationen, wie beispielsweise die Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel, Nachrichtensendungen, Beschreibungen oder Konversationen, wird schnell deutlich, dass auf das Verwenden von leichter Sprache nur in seltenen Fällen Rücksicht genommen wird. Auch Gebrauchsanweisungen, Verträge, Gesetzestexte oder Formulare und Anträge stellen häufig eine große sprachliche Barriere dar. Spannend ist hierbei, dass einfache Sprache nicht nur Menschen mit Lernschwierigkeit enorm helfen kann, auch Tourist*innen, ältere Menschen, Kinder oder Menschen, die die Sprache gerade lernen, können davon profitieren und sich besser zurechtfinden (vgl. ebd., S. 5ff.).

„Ein Ziel von People First ist es, den diskriminierenden Begriff „geistige Behinderung“ abzuschaffen. Der Begriff „geistige Behinderung“ wertet uns ab und viele Personen trauen uns

dadurch immer noch viel zu wenig zu. Denn wer hat das Recht, den Geist eines Menschen zu beurteilen? Nach was wird der Geist bemessen? Wer legt dafür die Messlatte an? Und wer kann das überhaupt? Wir von People First benutzen den Begriff „Menschen mit Lernschwierigkeiten“. Dieser Begriff soll aussagen, dass wir manchmal Schwierigkeiten haben, die Ziele zu erreichen, die wir erreichen möchten. Denn häufig werden uns zu wenige Möglichkeiten geboten, um geeignete Lösungen für uns und unser Leben zu finden." (Göthling & Schirbort, 2011, S. 61)

Wie bereits erwähnt, forderte die People-First-Bewegung zum ersten Mal die Verwendung des Begriffes „Lernschwierigkeit“, da der Begriff „geistige Behinderung“ unter anderem von Selbstvertretungsgruppen als diskriminierend eingestuft wurde. Der Begriff „geistigen Behinderung“ wurde dabei hinterfragt, da sich hierbei vor allem die Fragen stellen, wer das Recht darauf hat, den „Geist“ eines anderen Menschen einzuschätzen und woher die Befähigung dafür kommt (vgl. Göthling, Schirbort & Theunissen, 2006, S. 560).

Kritische Überlegungen zu der Bezeichnung „Menschen mit Lernschwierigkeit“ beziehen sich auf die Abgrenzung zu Lernbehinderungen, da hierbei die Gefahr besteht, dass die Spezifik der Personengruppen verloren geht (vgl. Hinz, 2008, S. 114f.).

Auch Biewer (2009) bezeichnet den Begriff „Lernschwierigkeit“ als einen, der „leicht missverstanden werden kann“. Es könnten somit auch Personen mit spezifischen Lernstörungen bzw. emotionalen Verhaltensstörungen gemeint sein (vgl. Biewer, 2009, S.60). In der vorliegenden Seminararbeit beziehen wir uns jedoch nicht auf die eben genannte Personengruppe.

Außerdem wird genannt, dass eventuelle vorhandene Behinderungen durch die Bezeichnung positiv dargestellt werden und somit auch die Lebenssituation von Menschen nicht mehr als Problem wahrgenommen wird. Dies hätte eventuell auch Auswirkungen auf die zusätzlichen Mittel und Ressourcen, welche somit geringer ausfallen könnten (vgl. Hinz, 2008, S. 114f.).

2. Forschungsansatz - Inklusive Forschung (Nora Stejskal)

Grundsätzlich werden die Begriffe „inklusive Forschung“ und „partizipative Forschung“ in der existierenden Literatur sehr oft synonym verwendet. Für beide Begriffe gibt es keine einheitlichen Definitionen, es ist von den unterschiedlichen Autor*innen abhängig, ob und welche Unterscheidungen zwischen den Begriffen sie vornehmen.

Die partizipative Forschung entstand Anfang des 21. Jahrhunderts und erhob damals den Anspruch, mit den betroffenen Personen zu arbeiten anstatt über diese, wie es zuvor der Fall gewesen war (vgl. Hauser, 2013, S. 1).

Der Begriff Partizipation stammt aus dem Lateinischen und bedeutet übersetzt Mitwirkung bzw. Teilhabe. Partizipation ermöglicht die Beteiligung unterschiedlicher Gruppen am gesellschaftlichen Leben und ist eng mit dem Begriff der Emanzipation verknüpft, da Partizipation eine Grundlage für die Verwirklichung von Emanzipation darstellt (vgl. Huber, Müller, 2019, S. 193).

Von Unger (2014) versteht unter partizipativer Forschung Ansätze in der Forschung, die es sich zum Ziel machen, die soziale Wirklichkeit gemeinschaftlich zu erforschen und zu verändern, damit sie im Endeffekt verstanden und verändert werden kann. Hierbei kommen gesellschaftliche Akteur*innen selbst als Forscher*innen zum Einsatz.

Der Begriff der Partizipation ist hier doppeldeutig, er bezieht sich auf den Einsatz der Individuen als Partner*innen in der Forschung als auch auf die Teilhabe an der Gesellschaft, die durch den Einsatz partizipativer Forschung gewährleistet werden soll (vgl. von Unger, 2014, S. 1).

Partizipative Forschung ist hierbei als Forschungsstil zu verstehen, zu dem es unterschiedliche theoretische und praktische Bezüge gibt, im Gegensatz zu einer einheitlichen Methodologie und einem einheitlichen methodischen Vorgehen. Bei partizipativ angelegten Forschungsprojekten handelt es sich also immer um Gemeinschaftsprojekte mit der Gesellschaft entstandenen Individuen und nicht um gänzlich akademische Verfahren.

Im Zentrum stehen die Menschen, die daran teilhaben, sowie deren Lernerfahrungen und Empowerment, sowohl individuell als auch kollektiv (vgl. ebd., S. 2).

Huber und Muller (2019) definieren Partizipative Forschung als gemeinsame Forschung mit ebenen Personen, die dem erforschten Gesellschaftsfeld entstammen. Diese Personen werden am gesamten Forschungsprozess beteiligt, wodurch ein hoher Erkenntnisgewinn sowie Teilhabe gewährleistet werden. Oftmals handelt es sich bei den erwähnten Personen um Menschen, denen es innerhalb der Gesellschaft wenig bis nicht möglich gemacht wird, sich gleichberechtigt zu fühlen und am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Dazu gehören Menschen, die von Krankheiten betroffen sind, einen Flucht- und/oder Migrationshintergrund haben und an erster Stelle Menschen mit Behinderung (vgl. Huber, Muller, 2019, S. 194).

Wright (2011) betrachtet Partizipative Forschung als Entwicklungsprozess. Demnach ist Partizipation nicht als „Entweder/Oder“ zu verstehen. Partizipation wird durch kritische Reflexion und erfolgreiche Zusammenarbeit der Akteur*innen in ihrer Weiterentwicklung gefördert. Entscheidend ist hierbei, dass abhängig von den Praxisbedingungen im Projekt und den Lebensbedingungen der Akteur*innen Partizipation unterschiedlich realisierbar ist, es gilt also, die den im Forschungsprozess vorherrschenden Bedingungen entsprechende Stufe der Partizipation ausfindig zu machen (vgl. Wright, 2011).

Für die partizipative Forschung lassen sich verschiedene Kriterien festlegen. Chapell (2000) definierte folgende Kriterien: Es werden Allianzen zwischen Forscher*innen und Menschen mit intellektueller Behinderung gebildet, von denen auch die Forschungsfrage aufgebracht werden kann, anhand derer letztlich gemeinschaftlich geforscht wird (vgl. Buchner, Koenig, Schuppener, 2011, S. 6).

Von Unger charakterisiert einige zentrale Komponenten für partizipative Forschungsansätze. Dazu gehören die Beteiligung nicht-wissenschaftlicher Akteur*innen als Partner*innen im Forschungsvorgang, die Bestärkung dieser Akteur*innen durch Lernprozesse, Empowerment und Kompetenzentwicklung sowie die oben erwähnte doppelte Zielsetzung, die soziale Wirklichkeit nicht nur erforschen sondern auch verändern zu wollen (vgl. von Unger, 2014, S. 10).

Die Stationen der partizipativen Forschungspraxis werden von Von Unger in folgenden Arbeitsschritten dargelegt – am Anfang des Forschungsablaufs wird nach Partner*innen gesucht, die zum gewählten Ansatz und Anwendungsfeld passen. Danach erfolgt die gemeinsame Zielsetzung sowie der Entwurf eines Studiendesigns, wobei aus einem großen Kontingent von Methoden gewählt werden kann. Die Daten werden erhoben und ausgewertet, wobei auch in der Auswertung eine große Vielfalt an Möglichkeiten besteht.

Die Auswertung erfolgt ebenfalls gemeinsam mit den Partner*innen, wobei zudem unterschiedliche Perspektiven und Wissensbestände eingebunden werden (vgl. ebd., S. 10).

Während die partizipative Forschung zwischenzeitlich ein wenig aus dem Fokus geriet, erfreut sie sich seit einigen Jahren wieder größerer Beliebtheit im deutschsprachigen Raum. Dies ist zum einen dadurch zu erklären, dass gesellschaftliche Kontexte der partizipativen Forschung förderlich sind, innerhalb derer die Themen Partizipation sowie die Einbindung von Minderheiten mehr und mehr in den Vordergrund rücken. Eine weitere Begründung könnte in der Etablierung der qualitativen Sozialforschung liegen, die den Weg für partizipative Forschungsansätze und eine größere methodische Vielfalt geebnet hat (vgl. von Unger, 2014, S. 5).

Inklusion ist eines der wichtigsten Schlagwörter der modernen Behindertenpädagogik. Sie macht es sich zur Aufgabe, es Menschen mit Behinderung zu ermöglichen, an der Gesellschaft, in der sie leben teilzunehmen und ihre Lebensumstände von Marginalisierung und Fremdbestimmung zu befreien. Inklusion ist hierbei als wechselseitiger Prozess zu verstehen – zum einen bedarf es einer Gesellschaft, die offen für den Umgang mit Diversität ist und den gestellten Anforderungen gerecht werden kann, zum anderen aber bedarf es Menschen mit Lernschwierigkeiten, die eigene Vorstellungen entwickeln und selbstbestimmt äußern können. Oftmals werden in der Forschung allerdings nicht die Menschen mit Behinderung selbst, sondern deren Stellvertreter*innen befragt. Dies wird oftmals mit mangelnder Zeit oder Finanzierung gerechtfertigt. Darüber hinaus bestehen allerdings bei vielen Forschungsdurchführenden erhebliche Vorurteile in Bezug auf Menschen mit Lernbehinderungen (vgl. Hauser, 2013, S. 2).

Laut Hauser liegt der Unterschied zwischen Inklusiver und Partizipativer Forschung darin, dass sich partizipative Forschung prinzipiell der Teilnahme von Menschen mit Behinderung widmet, wobei die Kontrolle über den Forschungsverlauf nach wie vor den akademischen Forschenden obliegt während inklusive Forschung sich dezidiert auf Menschen mit Lernschwierigkeiten bezieht, welche hierbei in den Vordergrund der Forschungsaktivitäten gestellt werden. Sie sind an der Entwicklung der Fragestellung, der Erhebung und Auswertung der Daten sowie der Publikation der Ergebnisse maßgeblich beteiligt (vgl. Hauser, 2013, S. 1).

Walmsley und Johnson legten 2003 folgende Kriterien für Inklusive Forschung fest:

- Inklusive Forschung sollte die politischen Interessen von Menschen mit Lernschwierigkeiten vertreten
- Bereits in der Anfangsphase des Projektes sollten die Themen, Problemstellungen sowie Forschungsfragen mit den betroffenen Personen abgesprochen werden.
- Der Forschungsprozess sollte Menschen mit Lernschwierigkeiten einbinden und von diesen aktiv mitgestaltet werden.
- Die Forschungsfragen, Prozesse und Ergebnisse sollten für Menschen mit Lernschwierigkeiten zugänglich sein.
- Die an der Forschung beteiligten Menschen mit Lernschwierigkeiten verfügen über ein gewisses Maß an Kontrolle und Möglichkeiten der Mitbestimmung (vgl. Walmsley, Johnson, 2003, zit. nach König, Schmölz, 2019, S. 351f).

König und Schmölz (2019) betrachten Inklusive Forschung als eine Verbindung zwischen der emanzipatorischen und der partizipativen Forschung (vgl. König, Schmölz, 2019, S. 350f).

Partizipative Forschung bringt einige Herausforderungen mit sich, hat aber im Vergleich zu anderen Forschungsansätzen auch gewisse Vorzüge, die nicht außer Acht zu lassen sind. Von Unger (2014) nennt als ersten Vorteil, dass die Forschungsfragen innerhalb partizipativer Projekte reale Anliegen der Stakeholder und Communities aufgreifen und nicht bloß künstlich in Forschungseinrichtungen entstehen. Somit existiert eine gewisse Nähe zwischen den beforschten Themen und der Lebenswelt der Betroffenen. Weiters werden die an der Forschung Beteiligten durch das Recht auf Mitsprache und aktive Kompetenzentwicklung gestärkt und ermutigt, was aus forschungsethischer Perspektive eindeutig von Vorteil ist. Partizipative Forschung ermöglicht neue Formen der Wissensproduktion und fördert die gesellschaftliche Teilhabe von marginalisierten Gruppen, die davor in Forschungsprozessen benachteiligt wurden (vgl. von Unger, 2014b).

Die Grenzen und Herausforderungen liegen zunächst in der Tatsache, dass sich Partizipative Forschungsprozesse deutlich anspruchsvoller gestalten, als Forschungen, die nicht den Anspruch stellen inklusiv oder partizipativ zu sein. Darüber hinaus eignen sich Partizipative Forschungsansätze nicht gleichermaßen für alle Forschungsfragen, Settings und beteiligten Akteur*innen, womit die Sinnhaftigkeit des Forschungsansatzes in jedem neuen Setting neu hinterfragt werden muss.

Nicht immer bestehen die gleichen Voraussetzungen für Partizipation und manchmal kann der Forschungsprozess durch Machtverteilungsfragen, Rollen- sowie Interessenskonflikte nachhaltig geschädigt werden. Es kann zu einer Verunsicherung der Beteiligten hinsichtlich der Umverteilung der Prioritäten innerhalb des Forschungsprozesses kommen. Ein weiterer problematischer Faktor besteht darin, dass die akademische Wissenschaft im deutschsprachigen Raum mit dem Ansatz der Partizipativen Forschung noch nicht sonderlich vertraut ist, wodurch es zu methodischen Einschränkungen und methodologischen Debatten kommen kann. Es ist auch fraglich, welches Maß an Veränderung tatsächlich realisierbar ist, da sich innerhalb sozialer Strukturen Widerstände und Trägheitsmomente finden (vgl. Von Unger, 2014b).

Um besser feststellen zu können, inwiefern alle am Forschungsprozess beteiligten Personen tatsächlich aktiv mitwirken können und in welchem Ausmaß ihnen Mitsprache ermöglicht wird, entwickelte Wright (2011) ein Stufenmodell, anhand dessen der Grad der Partizipation visualisiert werden kann.

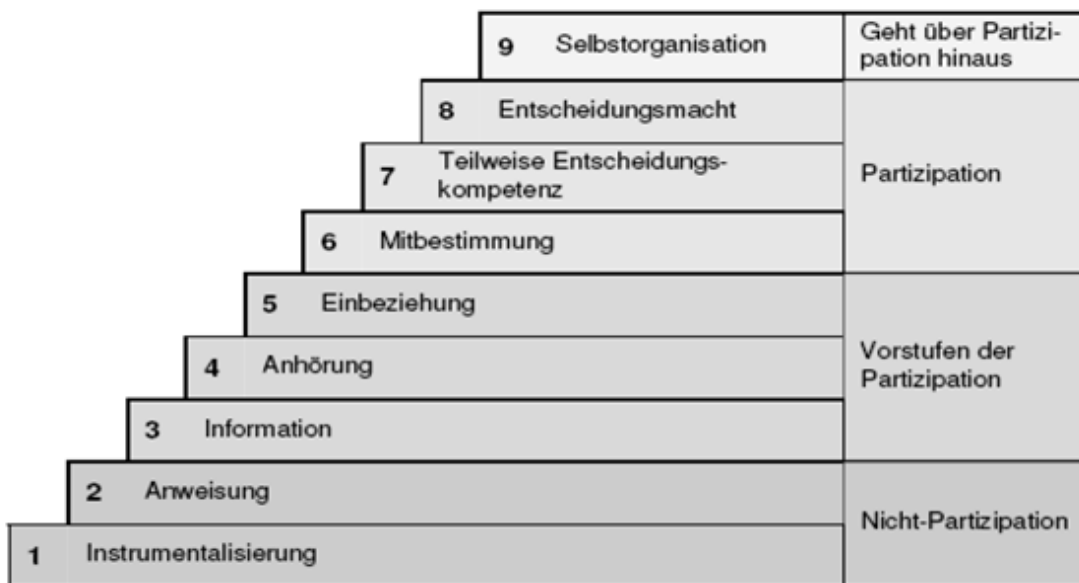


Abbildung 1: Stufen der Partizipation (Wright, 2011)

Wright's Modell kategorisiert die Stufen der Partizipation in „Nicht-Partizipation“, „Vorstufen der Partizipation“, „Partizipation“ und „Geht über Partizipation hinaus“. Im Sinne einer Partizipativen Forschung wäre es erstrebenswert, wenn mindestens die Stufe „Partizipation“ erreicht würde. Auf der Stufe „Nicht-Partizipation“ werden die aus der Gesellschaft entstammenden Beteiligten nicht in den Forschungsprozess miteinbezogen und ihre Sichtweise somit nicht vertreten.

Auf der Stufe „Vorstufen der Partizipation“ findet eine zunehmend stärkere Einbindung statt, die gesellschaftlichen Akteur*innen haben jedoch keinen direkten Einfluss auf den Entscheidungsprozess. Im untersten Abschnitt der Stufe „Partizipation“ halten die Entscheidungsträger*innen Rücksprache mit den gesellschaftlichen Akteur*innen, denen somit ein Mitspracherecht zugestanden wird. Es kommt zu Verhandlungen zwischen der Zielgruppenvertretung und den Entscheidungsträger*innen. Im nächsten Abschnitt, der „teilweisen Übertragung von Entscheidungskompetenz“ wird allen Personen ein Beteiligungsrecht am Entscheidungsprozess zugestanden, dieses ist jedoch auf gewisse Aspekte der Forschung beschränkt. Im letzten Abschnitt der Partizipations-Stufe werden alle wesentlichen Aspekte von den gesellschaftlichen Akteur*innen selbst bestimmt und der Forschungsprozess basiert auf einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit aller Beteiligten. Die höchste Stufe „Über Partizipation hinaus“ beinhaltet alle Formen von Eigeninitiative. Die Verantwortung über den Forschungsprozess obliegt hierbei gänzlich den gesellschaftlichen Akteur*innen (vgl. Wright, 2011).

3. Forschungsethik (Patrick Kämpf)

Im Verlauf eines jeden Forschungsprozess werden die Forscher*innen früher oder später mit ethischen Fragen konfrontiert: Wo sind die Grenzen zwischen Professionellem und Privatem, nach welchen moralischen Grundsätzen sollte bei der Forschung gehandelt werden und wie sollte man beispielsweise mit vulnerablen Gruppen umgehen? Dies sind nur einige der möglichen Spannungsfelder, jedoch kann Ethik allgemein als „Krisenphänomen“ (Vgl. Von Unger, Narimani, 2012) bezeichnet werden, denn forschungsethische Fragen werden oftmals reaktiv in der entsprechenden Situation behandelt und nicht schon vor dem Forschungsprozess aktiv thematisiert, Hewitt (2007) thematisiert ebenfalls, dass es schwierig sei, diese Problematik bereits im Vorhinein ausgiebig zu behandeln. Kämpfer (2015) bringt diese Widersprüchlichkeit innerhalb der Sozialwissenschaften auf den Punkt:

„In der qualitativen Sozialforschung zeichnet sich die Behandlung forschungsethischer Fragen vor allem dadurch aus, dass nicht alle aus dem Forschungsprozess entstehenden Risiken und möglichen Belastungen im Vorhinein erfasst und geregelt werden können (ebd., S. 346).“

Dieser Umstand ist spezifisch für qualitative Forschung, denn ethische Herausforderungen betreffen primär den Umgang mit Mitmenschen und es erweist sich als äußerst komplex, im Forschungsprozess eine objektive Haltung gegenüber dem Forschungsvorhaben aufrechtzuerhalten. Eide und Kahn (2008) beschreiben daher die Fähigkeiten eines „artful qualitative researchers (ebd., S. 200)“ als essentiell, dies umschreibt das komplexe und tiefe Verständnis der zugrundeliegenden Probleme in der Durchführung von qualitativer Forschung und den Willen, die Forschungsteilnehmer*innen während des gesamten Forschungsprozesses unterstützend zu begleiten.

Grundsätzlich lässt sich Ethik als eine Teildisziplin der Philosophie beschreiben, sie „untersucht, formuliert und begründet moralische Prinzipien, Werte, Tugenden, Geltungsansprüche, Forderungen und Entscheidungen (Von Unger, Narimari, 2012, S. 5)“. Ethik ist jedoch nicht mit der Moral zu verwechseln, denn bei Ethik handelt es sich lediglich um die Reflexionswissenschaft der Moral. Diverse Philosophen versuchten seit Jahrhunderten vergeblich, allgemein gültige ethische Prinzipien aufzustellen (Vgl. Von Unger, Narimari, 2012), jedoch existieren auch in unserer heutigen Gesellschaft diese nicht und dieser Umstand wirkt sich maßgeblich auf die ethisch korrekte Gestaltung von Forschungsprozessen aus. Auch im Bereich der Forschung sind solche forschungsethischen Richtlinien nicht immer explizit vorhanden, aus diesem Grund erstellte unser Forschungsteam ein eigenes Regelwerk (siehe

Unterkapitel „Ethische Richtlinien für diese Seminararbeit“), woran sich das forschungsethische Verhalten orientieren soll. Jedoch gilt es, bei der Anwendung dieser Regeln stets zu reflektieren, ob durch die Anwendung der Regeln keine der am Forschungsprozess beteiligten Personen zu Schaden kommt.

Die Beachtung forschungsethischer Aspekte kann als eine Antwort auf die Probleme der traditionellen, akademischen Forschung verstanden werden (Vgl. Von Unger, Narimari, 2012): So wird durch die starke Beteiligung von nichtwissenschaftlichen Partnern die Entscheidungsmacht geteilt, es kommt zu einer Verringerung der Möglichkeit des Machtmissbrauchs durch Wissenschaftler*innen und ethische Abwägungsprozesse führen womöglich zu einer besseren Kenntnis der Lebenswelt der Beteiligten beziehungsweise kann die Forschung auch in einer größeren Differenziertheit durchgeführt werden. Auch der weitverbreitete sozialwissenschaftliche Glaube, dass durch wissenschaftliche Methoden ein vollständiger Zugang zur Lebenswelt der Beforschten gewährt werden kann, erweist sich bei näherer Betrachtung als ein Irrglaube (Vgl. Hewitt, 2007): „Research outcomes, at best, represent only a version of the truth, but cannot be said to describe the lived experience of another (ebd, S. 1153).“ Diese Tatsache gilt es besonders angesichts unserer Forschungsfrage zu reflektieren, da unser Forschungsteam versucht, das Erleben auf einer inklusiven Messe zu rekonstruieren. Durch die Anwendung ethischer Forschungsprinzipien und durch die verstärkte Einbindung von Co-Forscher*innen in den Forschungsprozess kann diesem Missstand jedoch zumindest teilweise entgegengewirkt werden. Es ist jedoch wichtig zu beachten, dass die Etablierung einer forschungsethischen Grundstruktur nicht vor forschungsethischen Fragen und Herausforderungen schützt, diese gewinnen lediglich an größerer Bedeutung.

Ethische Herausforderungen

Die ethischen Herausforderungen in der partizipativen Forschung sind äußerst vielfältig (Vgl. Von Unger, Narimani, 2012); eine der möglichen Problematiken beinhaltet das besondere Verhältnis von Nähe und Vertrauensverhältnissen innerhalb der Forscher*innen-Teams, was die Gefahr von Grenzüberschreitungen mit sich bringt. Auch in der Darstellung und Veröffentlichung der Ergebnisse sind einige inhärente Probleme wie beispielsweise die Gefahr der Publikation von sensiblen Daten ersichtlich. Verstärkte Beteiligung ist eines der Kernanliegen der Partizipativen Forschung, in diesem Kontext besteht jedoch die Herausforderung, dass es tatsächlich zu einer verstärkten Teilnahme und Mitbestimmung kommt und nicht nur zu einer Scheinpartizipation. In der folgenden Passage werde ich nun auf einige der ethischen Kernherausforderungen Partizipativer Forschung näher eingehen.

Das erste signifikante Spannungsfeld betrifft die Frage der „Anonymisierung versus Empowerment (Von Unger, Narimani, 2012, S. 17)“. In diesem Kontext stellt sich für unser Forschungsteam die Frage, inwiefern eine Einwilligung überhaupt auf freiwilliger Basis erfolgen könne, wenn beteiligte Co-Forscher*innen womöglich kognitiv nicht dazu in der Lage sind, etwaige Konsequenzen, welche durch die Einwilligung zur Forschungsteilnahme entstehen, einzuschätzen und zu beurteilen. Anhand dieser Einschätzung durch die Co-Forscher*innen wird jedoch auch die Gefahr einer „paternalistischen Haltung (Von Unger, Narimani, 2012, S. 18)“ deutlich: Inwiefern dürfen andere Co-Forscher*innen überhaupt über das mögliche Verständnis anderer Beteiligter urteilen und aufgrund dieses Urteils Entscheidungen für die andere Person treffen? Zudem können institutionell vorgeschriebene Vorgehensweisen für Forscher*innen oftmals nur eine Orientierungshilfe bieten und es stellt sich im Zusammenhang mit dem Einverständnis durch eine „informed consent“-Erklärung die Frage, wem denn überhaupt die Absicherung durch eine schriftliche Einverständniserklärung gelte, da als primäre Zielsetzung im universitären Bereich eine Absicherung gegenüber möglichen Klagen gesehen wird und die Aufrechterhaltung der Würde der Betroffenen oftmals im Hintergrund steht. Die American Anthropological Association (Vgl. Von Unger, Narimani, 2012) sieht demnach die Qualität der Zustimmung als einen ausschlaggebenden Faktor, diese Qualität hängt von der bereits vorhandenen oder sich entwickelnden Beziehung zwischen Forschungsteam und Forschungsteilnehmer*innen ab. Eine völlige Vertraulichkeit wird den Teilnehmer*innen nie zugesichert werden können, Kämper (2015) beschreibt zudem, dass es aufgrund von Big Data und der Möglichkeit der Datenverknüpfung und der damit einhergehenden De-Anonymisierbarkeit und durch die verstärkte Interdisziplinarität zu einer vermehrten Unsicherheit im Bereich der Datensicherheit kommt.

Mit „Vertrauens- und Abhängigkeitsverhältnisse“ beschreiben Von Unger und Narimani (2012) ein weiteres kritisches ethisches Spannungsfeld, denn gerade durch das in der Praxisarbeit entstehende Vertrauensverhältnis entsteht eine besondere ethische Verantwortung für alle Beteiligten. Diese Frage wird bereits bei der ersten Kontaktaufnahme aufgeworfen, teilweise werden Teilnehmer*innen in Versorgungssettings rekrutiert, wodurch sich diese zur Teilnahme gedrängt fühlen oder die Zusage aus einem Motiv der Dankbarkeit heraus erfolgt. Zudem besteht die Gefahr eines „pseudo-consents“ (Vgl. Von Unger, Narimani, 2012), in welchem die Forschungsteilnehmer*innen die Folgen der Teilnahme nur mäßig einschätzen können und auch die Forschungsumstände unterschiedlich deuten. Auf der Seite des ursprünglichen Forschungsteams beschreiben Eide und Kahn (2008) die Notwendigkeit eines genuinen Interesses an den Co-Forscher*innen und ihren Lebenssituationen. Partizipative

Forschungsprozesse legen einen großen Wert auf gleichwertige Partnerschaften und es wird versucht, durch eine intensive Beschäftigung gemeinsam mit den Co-Forscher*innen ein neues Verständnis ihrer Lebenssituationen zu etablieren. Als Forscher*in ist man demnach dazu aufgefordert, den persönlichen Hintergrund, intellektuelle und psychische Fähigkeiten als auch bestimmte Zugzwänge eventueller Co-Forscher*innen zu deuten, um mögliche Schädigungen zu vermeiden:

„Der Respekt vor der Person, der Schutz ihrer Privatsphäre und die Minimierung der potenziellen Schädigung durch das Forschungsvorhaben muss Vorrang haben vor dem aus Wissenschaftsperspektive zu maximierenden Erkenntnisinteresse (Von Unger, Narimani, 2012, S. 22).“

Als letztes Spannungsfeld werden „Interessenskonflikte und Schadensminimierung“ (Vgl. Von Unger, Narimani, 2012) genannt, da Forscher*innen mit unterschiedlichen Stakeholdern zusammenarbeiten und dies zu erheblichen Interessenskonflikten zwischen den Beteiligten führen kann. Ziel für die Forscher*innen ist es, sich möglichst neutral zu verhalten, dies ist logischerweise jedoch in einer Vielzahl von Situationen nicht immer möglich. Hewitt (2007) sieht ebenfalls aufgrund des Umstands, dass Wissen in der Sozialwissenschaft als eine Konstruktion aus unterschiedlichen Faktoren angesehen werden kann und es im Gegensatz zu den Naturwissenschaften keine „objektive“ Realität gibt, eine Notwendigkeit darin, in den Forschungsmethoden Raum für Selbstreflexion und „Empowerment“ für die Teilnehmer*innen zu etablieren. Auch wenn in den entsprechenden Situationen konkrete Handlungen gefragt sind, so bieten die darauffolgenden Wochen und Monate jedoch die Möglichkeit, über das eigene Verhalten im Hinblick auf forschungsethische Grundsätze zu reflektieren. Als hilfreiche Mittel für diese Reflexions- und Abwägungsprozesse beschreiben Von Unger und Narmani (2012) das Verfassen von reflexiven Feldnotizen und Memos, das zeitnahe Nachbesprechen der Situation, Gespräche mit Kollegen (sowohl mit Praxiserfahrung als auch in der Rolle einer wissenschaftlichen Moderator*in) und das Hinzuziehen der Perspektive einer Sozialarbeiter*in. Die Autoren Eide und Kahn (2008) plädieren dafür, dass sich Forschungsteams regelmäßig zu aus den Interaktionen mit Teilnehmer*innen entstehenden Fragen austauschen sollten. Für Einzelforscher*innen schlagen sie vor, dass diese sich den Rat von erfahrenen Forscher*innen suchen und institutionelle Beratungsdienste in Anspruch nehmen sollten. Da Schädigungen im Verlauf des Forschungsprozesses wohl niemals gänzlich auszuschließen sind, plädieren Von Unger und Narimani (2012) dafür, von einer

„‘Schadensminimierung‘ zu sprechen und in der Projektzusammenarbeit Gelegenheit zu schaffen, wie die verschiedenen Perspektiven auf möglichen „Schaden“ expliziert und in den Reflexions- und Abwägungsprozess eingebracht werden können (Von Unger, Narimani, 2012, S. 25).“

Zusammenfassend gilt also für unser Forschungsteam, während des Forschungsprozesses ein Umfeld „Ethischer Reflexivität“ (Vgl. Von Unger, Narimani, 2012 & Hewitt, 2007) zu schaffen, in welchem die Forscher*innen moralisch sensibel agieren und in der Lage sind, ethische Probleme zu identifizieren und diese angemessen zu behandeln. Hewitt (2007) beschreibt Forscher*innen als reflexiv, wenn diese auf Erlebtes zurückgreifen und die eigenen Erfahrungen und Annahmen selbstkritisch beleuchten. Der Zweck dieser Reflexion liegt demnach darin, zukünftige Forschungsvorhaben zu antizipieren, um ethisch korrekt zu handeln.

Ethische Richtlinien für diese Seminararbeit

Grundlage einer jeden Partizipativen Forschung sind ethische Richtlinien, woran sich alle am Forschungsprozess beteiligten Personen orientieren sollten. Da der gegebene Zeitumfang für diese Arbeit eher kurz ausfiel und es sich um eine relativ kurze Seminararbeit handelt, wurden keine eigenen ethischen Richtlinien ausgearbeitet, sondern die Richtlinien der Universität Salzburg (Universität Salzburg, 2012) als Grundlage herangezogen und an unsere Forschungsbedürfnisse angepasst.

Nachdem empirische, erziehungswissenschaftliche Untersuchungen grundsätzlich Menschen betreffen, unterliegen die Forscher*innen einer besonderen Verantwortung gegenüber allen in den Forschungsprozess involvierten Personen. Der partizipative Forschungsprozess ist maßgeblich von der Beziehung zwischen Forscher*innen und Co-Forscher*innen geprägt und Faktoren wie Alter, Geschlecht, Auftreten und soziale Klasse sich auf diese Beziehung prägend auswirken, kann die Befolgung von ethischen Richtlinien einen Maßstab bieten, um die vertrauliche Beziehung zwischen Forscher*innen und Co-Forscher*innen wertschätzend aufrechtzuerhalten.

Besonders drei Grundsätze (Vgl. Universität Salzburg, 2012, Punkt 1.2) erachtet unser Forscher*innenteam in diesem Zusammenhang als essentiell: Die Achtung der Würde und Autonomie aller betroffenen Menschen, den Schutz aller betroffenen Personen vor Schäden jeglicher Art und die Verantwortung gegenüber der Gesellschaft. Es wird in dieser Arbeit versucht, jegliches Forschungsinteresse und jedes Forschungsvorhaben nach diesen ethischen Grundsätzen zu gestalten.

Auch auf wissenschaftlicher Ebene (Vgl. Universität Salzburg, 2012, Punkt 1.3) wurden zu Beginn der Forschung einige Grundsätze definiert, anhand welcher sich die beteiligten Forscher*innen orientieren sollen: Die Untersuchungen sollen einer kritischen Reflexion von Normen und Werten folgen, ethische Folgen erziehungswissenschaftlicher Forschung müssen zu jeder Zeit mitbedacht und in der Verarbeitung der Forschungsdaten berücksichtigt werden. Auf methodischer Ebene soll reflektiert werden, ob die eingesetzte Forschungsmethode für die vorgesehenen Zwecke angemessen war. Da unser Forschungsinteresse auch darin liegt, Verbesserungsvorschläge für zukünftig stattfindende inklusive Messe zu erarbeiten, ist es notwendig, dass diese Kritik in systematischer und konstruktiver Weise umgesetzt wird.

Als Kernstück unserer ethischen Richtlinien erachten wir die Ethischen Prinzipien ((Vgl. Universität Salzburg, 2012, Punkt 4). Die in diesem Forschungsprojekt gesammelten Daten werden nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Untersuchungspersonen und unter Kenntnis der Umstände (siehe Informiertes Einverständnis) erhoben. Falls minderjährige Personen an der Forschung teilnehmen, so wird die schriftliche Zustimmung der Erziehungsberechtigten eingeholt. Das Prinzip der Vertraulichkeit wird als einer der wichtigsten ethischen Aspekte erachtet: Falls es uns möglich ist, wird die Anonymität der beteiligten Personen gewahrt und persönliche Angaben werden nur einem sehr kleinen Personenkreis zugänglich gemacht, diese Daten werden selbstverständlich nicht weitergegeben. Auch haben Co-Forscher*innen das Recht, sich jederzeit ohne Angabe von Gründen vom Forschungsprozess zurückzuziehen. Durch eine Einverständniserklärung werden alle Forscher*innen über diese Umstände informiert.

Grundsätzlich gilt, dass alle Personen, welche einen wesentlichen kreativen Beitrag zur Forschung beigetragen haben, als Autor*innen genannt werden, entweder mit dem richtigen Namen oder durch die Verwendung eines Pseudonyms. Sollten Autor*innen namentlich erwähnt werden, so ist ein schriftliches Einverständnis notwendig. Auch Arbeiten, welche einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der Forschung beigetragen haben, werden durch entsprechende Zitationen entsprechend gekennzeichnet und gewürdigt.

4. Forschungsmethode (Clara Bäuerl)

Im Zuge der Vorbereitungen für unsere Forschung wollten wir anfangs eine Beobachtung durchführen, welche jedoch unsere Teilnehmer*innen aus dem Forschungsprozess und der -auswertung ausgeschlossen hätten. Aus diesem Grund haben wir uns nach genaueren Überlegungen dazu entschieden eine partizipative Forschungsmethode zu wählen, welche alle Teilnehmer*innen an der gesamten Forschung teilhaben lässt und haben uns für „Photovoice“ als Erhebungs- und Auswertungsmethode entschieden. Bei dieser Auswahl hat vor allem die Wahl unserer Co-Forscher*innen eine besondere Rolle gespielt, da wir eine Methode finden wollten, bei welcher visuelle Daten im Vordergrund stehen, welche schließlich mit verbalen Daten verknüpft werden und somit keine besonderen verbalen Kompetenzen der Teilnehmer*innen von Nöten sind, wie auch Hussy, Schreier, Echterhoff (2010) beschreiben:

“Die Erhebung visueller hat gegenüber verbaler Daten den Vorteil, dass sie seitens der Teilnehmenden weniger voraussetzt; insbesondere sind hier keine speziellen verbalen Kompetenzen erforderlich“ (ebd., S.229).

Nach der Entscheidung für diese Forschungsmethode wurde ein besonderes Augenmerk auf den Text von Palobroda, Krieg, Murdock, Havelock (2009) gelegt, durch welchen man einen umfassend Überblick über diese Forschungsmethode, die einzelnen, durchzuführenden Forschungsschritte und die positiven Auswirkungen sowie eventuelle Hindernisse dieser erhält. Photovoice wurde von Dr. Caroline Wang im Jahre 1992 ins Leben gerufen und wir vor allem im Bereich der Forschung der Gemeinschaftsentwicklung, des Gesundheitswesens und der Bildung/Erziehung eingesetzt. Die Besonderheit dieser Methode liegt darin, dass sie Menschen aus marginalisierten Gruppen dazu befähigt gemeinsame Probleme, Anliegen oder Sorgen ihrer Gemeinschaft durch Fotografie und das Erzählen der Geschichten, Erlebnisse und Gefühle dazu zu identifizieren, darzustellen und gegebenenfalls auch zu verbessern (ebd., S.8). Im Rahmen dieser Forschungsmethode wird dem/der Teilnehmer*in eine Kamera gegeben und diese/r drückt seine/ihre Erlebnisse durch die gemachten Fotos aus, welcher er/sie anschließend dem/der Forschungsleiter*in beschreibt und erklärt. Der/die Forschungsleiter*in muss über eine Bandbreite an Wissen verfügen, er/sie muss die Methode genau kennen sowie die ethischen Grundlagen. Er/sie arbeitet eng mit den Teilnehmer*innen zusammen, dabei entsteht ein Team zwischen den Forscher*innen und den ausgewählten Co-Forscher*in. Durch die Verknüpfung der visuellen Daten (Fotografie) und der verbalen Daten (Erzählung), bekommen die Teilnehmer*innen dieser Forschungsmethode die Möglichkeit gehört zu werden. Hauptziel ist es soziale Ungleichheiten, Probleme, Anliegen zu ändern und verbessern (ebd., S. 8-11).

Wie bereits erwähnt gibt es sowohl positive Auswirkungen dieser Forschungsmethode sowie eventuelle Hindernisse, welche vor und während sowie nach der Durchführung dieser Erhebungsform beachtet werden müssen. Als Vorteile für die Teilnehmer*innen zählen zum Beispiel der Gewinn der Reflexionsfähigkeit des eigenen Lebens, der Wissenszuwachs, die Verbesserung und Erweiterung des Selbstbewusstseins und die Steigerung des kritischen Denkens. Außerdem lernen die Teilnehmer*innen Verantwortung für ihre Entscheidungen zu tragen und durch die Zusammenarbeit mit anderen ein Gefühl der Zugehörigkeit zu entwickeln. Letztendlich wird den Menschen durch diese Forschungsmethode das Recht „Gehört zu werden“ nähergebracht und ihre Fähigkeit sich selbst auszudrücken verbessert. Photovoice wirkt sich allerdings nicht nur positive für die Co-Forscher*innen aus, sondern auch die Forscher*innen. Diese gewinnen einen tiefen Einblick und ein besseres Verständnis für wichtige Probleme innerhalb der Gemeinschaft durch die Erzählungen und Sichtweisen der Teilnehmer*innen. Des Weiteren trägt diese Forschungsmethode dazu bei, dass die Gemeinschaft mit ihren Mitgliedern ein besseres Verständnis und Bewusstsein für die Stärken und Schwächen ihrer Gemeinde bekommt, welche sie folglich dazu befugt genauer und besser auf einen Wandel hinzuarbeiten (ebd., S.14-17).

Auch wenn sich viele Vorteile herauskristallisieren, gibt es dennoch negative Aspekte, die in der Durchführung berücksichtigt werden müssen. Wie zum Beispiel den Zeitaufwand, welcher sowohl für die Teilnehmer*innen als auch für die Forscher*innen erheblich ist, da solch eine Forschung zumeist über mehrere Wochen erfolgt. Außerdem kann es dazu kommen, dass durch die Behandlung der Bilder und die Gedanken, Gefühle und Stimmung der Co-Forscher*innen beim Festhalten dieses Moments negative Gefühle aufkommen, welche die Situationen unangenehm für die Teilnehmer*innen gestaltet. Auch die Kosten des Equipments sowie etwaige Kosten aufgrund von Verlust oder Beschädigung der Kameras müssen bedacht werden. Zusätzlich ist zu bedenken, dass auch ethischen Gründen die Teilnehmer*innen versuchen sollten kaum bis gar keine anderen Menschen zu fotografieren. Und wie bei jeder Forschungsmethode muss bedacht werden, dass die Ergebnisse nicht so signifikant sind, wie sie zu erwarten waren (ebd., S.17-18).

Im Text von Palobroda, Krieg, Murdock, Havelock (2009) werden neun Schritte angegeben, welche im Rahmen der Forschungsmethode Photovoice durchzuführen sind. Aufgrund unserer geringen Forschungszeit und Größe der Forschung, haben wir diese durchzuführenden Schritte auf unsere Forschung angepasst und auf acht reduziert.



Abbildung 2: Die acht Schritte unserer Forschungsmethode

Den ersten Schritt haben wir als die Planung des organisatorischen Rahmens der Forschung bezeichnet. Innerhalb dieser Phase haben wir die groben Rahmenbedingungen unserer Forschung, wie zum Beispiel unsere Forschungsinteresse und die damit einhergehende Forschungslücke, den Ort und den Umfang unserer Forschung sowie die zeitlichen Bedingungen und den zu erforschenden Inhalt festgelegt. Des Weiteren wurde in diesem Abschnitt überlegt, ob eventuelle Co-Forscher*innen aus dem näheren Umfeld in die Forschung miteingebunden werden können. Außerdem haben wir die verschiedenen Forschungsgebiete innerhalb unseres Forscher*innen-Teams aufgeteilt, sodass wir immer eine/n Experten/*in haben. Als Ort wurde die „eCrisis“, eine inklusive Konferenz der Uni Wien gewählt, welche am 13. Juni 2019 stattgefunden hat. Anschließend wurde aufgrund der oben genannten Überlegungen eine Forschungsfrage geboren und festgelegt.

Im zweiten Schritt wurden die Co-Forscher*innen und Interessent*innen ausgewählt, dabei haben wir einen besonderen Fokus auf die Diversität unserer Co-Forscher*innen geachtet, sodass diese Forschung eine möglichst große Bandbreite an Menschen anspricht. Des Weiteren

wurden in diesem Abschnitt Anfragen und anschließende Einladungen an die ausgewählten Co-Forscher*innen ausgesendet. Im Rahmen dieser Einladung, welche mündlich und persönlich durch unsere Forscher*innen-Team stattgefunden hat, wurde das Projekt genau erklärt und die Einverständniserklärung der Teilnehmer*innen eingeholt, diese wird jedoch im Rahmen dieser Seminararbeit nicht präsentiert, da wir die Anonymität unserer Co-Forscher*innen wahren wollen. Ebenfalls wurden im Zuge des Gesprächs mit den ausgewählten Co-Forscher*innen Pseudonyme ausgewählt, welche die Co-Forscher*innen sich selbst aussuchen durften. Dieser Schritt war besonders wichtig, da für die Anmeldung dieser inklusiven Konferenz die Angabe des Namens von Nöten war. Durch die Festlegung des Orts im ersten Schritt hat sich die Auswahl der Interessent*innen im zweiten Punkt einfach gestaltet. Durch Fragen wie „Für wen wollen wir diese Forschung betreiben?“ oder „Wem soll diese Forschung von Nutzen sein?“, erhielten wir relativ simple die Antwort: den Veranstaltungsteam der eCrisis. Anschließend wurde ein weiteres Treffen festgelegt.

Dieses Treffen, unser dritter Schritt, diente uns Forscher*innen als ein Treffen für weitere Überlegungen. Dazu zählte im Vordergrund die Planung eines Forschungskonzepts, welches die Grundbausteine unserer Forschung darstellt. Im Rahmen dieses Konzepts wurden auch die zeitlichen Rahmenbedingungen, also die Dauer des aktiven Parts unserer Forschung sowie die Durchführung der restlichen Schritte genau festgelegt und anschließend den Co-Forscher*innen übermittelt. Zudem wurden die ethischen Richtlinien festgelegt und eventuelle Auswertungsfragen überlegt. Gegen Ende der Besprechung wurden die nächsten Schritte genau besprochen und überlegt, was für die Durchführung noch benötigt wird sowie, welche Hindernisse uns im Rahmen dieser Forschung begegnen könnten und wie wir mit diesem umgehen.



Abbildung 3: Überlegungen zu unserem Forschungskonzept

Der vierte Schritt bestand aus einem Treffen der Co-Forscher*innen mit dem Forscher*innen-Team, welches am Tag der Datensammlung selbst (13.6.2019) stattgefunden hat. Im Zuge dieses Treffens wurde den Co-Forscher*innen der Forschungsauftrag erklärt. Dieser lautete: „Zeig uns anhand deiner Fotos, wie du die eCrisis wahrnimmst!“. Zudem wurden den Co-Forscher*innen die Nutzung und der Umgang mit den zur Verfügung gestellten Kameras erklärt.

Nach dieser Einführung konnten die Co-Forscher*innen loslegen und die inklusive Konferenz erleben. Daher haben wir den fünften Schritt als die Datensammlung bezeichnet. Um eventuelle Komplikationen zu vermeiden, hat sich unser Forscher*innen Team ausgeteilt, sodass keiner der Teilnehmer*innen alleine sein muss. Gemeinsam haben wir die eCrisis erlebt und die Co-Forscher*innen haben dieses durch Fotos festgehalten.

Der sechste Schritt, die Datenanalyse, hat ebenfalls am Gelände der eCrisis gleich nach dem Besuch der Veranstaltung stattgefunden. Dafür haben wir uns ein ruhiges Plätzchen abseits gesucht und die Fotos von den Kameras auf einen mitgebrachten Laptop gespielt, sodass die Co-Forscher*innen ihre Bilder groß sehen konnten. Anschließend wurden dem/der ersten Co-Forscher*in alle seine/ihre gemachten Fotos gezeigt und er/sie konnte auswählen, über welche

er/sie uns mehr erzählen möchte. Dabei haben wir versucht, unsere Co-Forscher*innen in der Anzahl der gewählten Fotos nicht einzuschränken, sondern ihnen die Wahl zu überlassen. Außerdem wurden die Teilnehmer*innen auch in ihrer Erzähldichte und -tiefe nicht eingeschränkt. Im Falle eines Stockens des Erzählflusses wurden erzählungsgenerierende Fragen (z.B.: „Warum hast du genau dieses Foto ausgewählt?“, „Was ist da Besondere für dich an diesem Foto?“) gestellt. Ansonsten wurde auf ein freies Erzählen zurückgegriffen. Nachdem der/die erste Co-Forscher*in das Erlebte mit allen seinen/ihren Gefühlen, Gedanken und Erlebnissen zu seinen/ihren ausgewählten Fotos erzählt hatte, fand genau derselbe Prozess bei dem/der zweiten Co-Forscher*in statt. Im Anschluss haben wir gemeinsam mit den Co-Forscher*innen versucht Kategorien fest- und aufzustellen. Anhand von Mitschriften während der Erzählung und die gemeinsame Besprechung konnten diese rasch gefunden werden. Außerdem wurden die Co-Forscher*innen dazu aufgefordert eventuelle Lösungsansätze zu erarbeiten, welche sie als sinnvoll erachten. Durch diese Kategorien und Lösungsansätze könnten wir positive Aspekte und eventuelle Barrieren der Veranstaltung eCrisis aufzeigen und somit Feedback an die Veranstalter*innen zukommen lassen, damit sie diese bei der nächsten inklusiven Konferenz berücksichtigen können.

Der siebente Schritt bestand aus der Präsentation unserer Forschung und der vorläufigen Ergebnisse. In diesem Rahmen haben wir uns sowohl für eine private (mündliche), als auch für eine teils-öffentliche (schriftliche) Darstellung entschieden. Die mündliche Präsentation wurde im Rahmen des Seminars innerhalb einer sehr kleinen Gruppe und die schriftliche anhand der Ausarbeitung dieser Seminararbeit durchgeführt. Dabei wurde und wird strikt darauf geachtet, dass die Anonymität unserer Co-Forscher*innen bewahrt wird. Im Verlauf der mündlichen Präsentation wurde wertvolles mündliches Feedback gewonnen, welches in die Ausarbeitung der Seminararbeit eingeflossen ist.

Den letzten und achten Schritt unserer Forschung haben wir als die kommunikative Validierung bezeichnet. Diese wurde am Ende unserer Forschung gemeinsam mit unseren Co-Forscher*innen durchgeführt. Hierbei wurden die Ergebnisse der schriftlichen Ausarbeitung den Co-Forscher*innen präsentiert und anschließend ein Feedback eingeholt. Diese Rückmeldungen führten dazu, dass einige der verschriftlichten Ergebnisse nochmals abgeändert wurden, sodass sie den Vorstellungen der Co-Forscher*innen entsprechen. Anhand der Forschungsmethode Photovoice wurde uns ein besonderer Weg geöffnet, in welchem wir in einem gemeinsamen Team mit unseren Co-Forscher*innen die inklusive Konferenz eCrisis erleben konnten. Durch die Abwandlung der Schritt von Palobroda, Krieg, Murdock, Havelock

(2009) konnte ein idealer Zugang zur Forschungslücke und zur Ausarbeitung unserer Forschungsfrage erreicht werden. Besonders unter dem Mantel der partizipativen Forschung erwies sich die Methode Photovoice als ein wertvolles Werkzeug, um zu einem besseren Verständnis des Erlebten unserer Co-Forscher*innen zu gelangen.

5. Ergebnisse

Die Ergebnisse unserer Forschung wurden gemeinsam mit den Co-Forscher*innen auf der inklusiven Konferenz eCrisis gesammelt. Die Erlebnisse der Co-Forscher*innen wurden durch das Machen von Fotos festgehalten, anschließend wurden diese in einem offenen Gespräch präsentiert, ansprechende Fotos wurden von den Co-Forscher*innen ausgewählt und schlussendlich wurde das Erlebte mit allen dazugehörigen Gedanken und Gefühlen diskutiert. Aufgrund dieser Gespräche kristallisierten sich einige Kategorien heraus, welche von allen Beteiligten als wichtig empfunden wurden. Zusätzlich wurden für die empfundenen Barrieren von den Co-Forscher*innen Lösungsansätze erarbeitet, um die Messe in Zukunft noch inklusiver gestalten zu können. In den folgenden Absätzen werden die erarbeiteten Kategorien präsentiert sowie jeweilige Lösungsansätze näher ausgeführt.



Abbildung 4: die gemeinsam erstellten Kategorien

Die erste erstellte Kategorie bezieht sich auf die erlebten technischen Probleme während der inklusiven Konferenz. Bereits während des ersten Videovortrags konnte das vorgestellte Video nicht angemessen präsentiert werden, trotz mehrmaliger Behebungsversuche schafften es die Veranstalter*innen nicht, das Video abzuspielen. Auch bei der Erprobung der angebotenen Spiele kam es zu Problemen bei der Internetverbindung, die Standbetreuer*innen mussten hier helfend eingreifen. Die Verbindungsprobleme bestanden unter anderem beim Spiel "Village Voices" und das Spiel "Like2Be" konnte aufgrund der technischen Probleme von unseren Co-Forscher*innen nicht getestet werden. Als relativ simplen Lösungsansatz haben unsere Co-Forscher*innen vorgeschlagen, bessere oder mehrere WLAN-Verbindungen vor Ort zur Verfügung zu stellen. Unserem Forschungsteam ist jedoch bewusst, dass es bei solchen Veranstaltungen stets zu technischen Problemen kommen kann, bei den auftretenden Problemen reagierten die Beteiligten sehr professionell und trotz dieser kleinen technischen Hindernisse verlief die Konferenz im Großen und Ganzen reibungslos.

Eine weitere Kategorie betreffen die Räumlichkeiten beziehungsweise die Barrierefreiheit der Veranstaltung. Nachdem es ein sehr sonniger Tag war, fiel den Co-Forscher*innen beim Betreten des Raumes sofort auf, dass die Lichtverhältnisse sehr dunkel und getrübt waren. Unsere Co-Forscher*innen hätten sich einen helleren und freundlicheren Raum gewünscht, da die Lichtverhältnisse einen Einfluss auf das Erleben der Veranstaltung hatten. Außerdem empfanden unsere Co-Forscher*innen den Raum als relativ vollgepackt. Durch die Anordnung der Sitze und Tische gab es wenig Platz für ruhige Gespräche oder gemütliches Beisammensitzen, vor allem während der Spielphase musste man sehr genau auf seine Bewegungen aufpassen. Aufgrund der Ausrichtung erschien es unserem Team, dass es hierdurch zu Bewegungseinschränkungen kam. Dies wurde besonders ersichtlich, als eine Person im Rollstuhl versuchte, vom Seiteneingang in den Hauptsaal zu kommen. Es musste die zweite Flügeltüre geöffnet werden, damit diese Person an der Veranstaltung teilnehmen konnte. Auch die Sitzordnung für die einzelnen Vorträge war ausschließlich für Sitzende ausgerichtet, es waren unseres Erachtens nach keine zusätzlichen Plätze für Personen im Rollstuhl vorgesehen. Zudem gab es eine kleine Stufe beim Haupteingang des Veranstaltungssaals, auch dies könnte eine mögliche Barriere für Personen im Rollstuhl darstellen. Der Lösungsvorschlag unserer Co-Forscher*innen lautet, dass das Veranstaltungsteam sich vorab mit einem/r Experten/*in rund um das Thema Barrierefreiheit in Kontakt setzt, und so eventuell auftretende Hindernisse präventiv zu vermeiden, nicht nur in Bezug auf Personen im Rollstuhl, sondern im Hinblick auf jegliche Beeinträchtigung.

Auch das Programm der Veranstaltung war einer der Punkte, welcher von allen Beteiligten diskutiert wurde. Generell wurde das Programmheft als sehr übersichtlich empfunden und auch die Tatsache, dass es für jede Person möglich war, das Rätsel zu lösen, wurde vom Forschungsteam als positiv angesehen. Allerdings erschien vor allem den Co-Forscher*innen das Programmheft als sehr textlastig und ihnen fehlte teilweise die visuelle Unterstützung. Sie bemängelten, dass Personen, welche Leseschwierigkeiten haben, womöglich Probleme haben könnten, dem Programmheft Inhalte zu entnehmen. Als Lösungsvorschlag wurde darauf plädiert, vermehrt auf leicht verständliche Zeichen wie Emojis zu setzen, da diese zumeist für alle verständlich sind. Des Weiteren ist aufgefallen, dass diese Konferenz ausschließlich für Menschen mit intaktem Sehvermögen ausgerichtet war. Unser Team konnte keinerlei Brailleschrift auf der inklusiven Konferenz ausfindig machen. Für Verwirrung im Programmheft sorgte die Unterkategorie "Queers in Games", da nicht vermerkt wurde, dass diese Spiele nicht auf der Messe spielbar sind. Unsere Co-Forscher*innen hätten sich gefreut auch diese Spiele auszutesten. Grundsätzlich wurde das Programm als abwechslungsreich und vielseitig empfunden, es gab einige Angebote und eine angenehme Mischung aus theoretischen Vorträgen und spielbaren Inhalten.



Abbildung 5: Das ausführliche, jedoch leselastige Programmheft

Als eine weitere Kategorie kristallisierten sich die Spiele heraus, welche von unseren Co-Forscher*innen fleißig ausprobiert wurden. Gleich zu Beginn ist das vielfältige Angebot aufgefallen, welches im Zuge der Spielphase (12:30-15:30) bei der Konferenz getestet werden konnte. Während unsere Co-Forscher*innen alle Spiele ausprobiert haben, haben sie festgestellt, dass die meisten Spiele sehr leselastig sind. Dadurch, dass eine/r unserer Teilnehmer*innen in seiner/ihrer Lesefähigkeit eingeschränkt ist, konnte er/sie die Spiele nur durch Hilfe anderer Teilnehmer*innen verstehen und somit spielen. Zusätzlich fehlte teilweise eine genaue Beschreibung und Erklärung der Spiele, wie zum Beispiel bei den Spielen "Iconoscope" oder „Village Voices“ (siehe Abbildung 5). Nur durch das eigene Ausprobieren und gemeinsame Überlegen konnte die Spielidee erfasst werden. Was zum nächsten Punkt

führt, dass die Zielvorgaben der Spiele oft unzureichend vorhanden waren oder des Öfteren nicht ersichtlich. Somit wurde das Spiel zwar gespielt, dennoch war unseren Co-Forscher*innen die Intention sowie das Ziel der Spiele oft nicht bewusst. Aufgrund dessen fehlte unseren Forscher*innen auch die langfristige Attraktivität bei einigen Spielen. Zwar wurden die Spiele durchgespielt, allerdings erfolgte dies nur einmalig, beide Co-Forscher*innen hatten keine Interesse und Lust die vorgestellten Spiele mehrmals zu spielen. Unsere Co-Forscher*innen hätten sich zu Beginn der Spiele eine kurze und prägnante Zielvorgabe gewünscht, welche visuell oder auditiv präsentiert werden sollte. Insgesamt hatten unsere Co-Forscher*innen jedoch eindeutig Spaß, die Spiele auszuprobieren und die Spielphase war definitiv das Highlight dieser Konferenz.



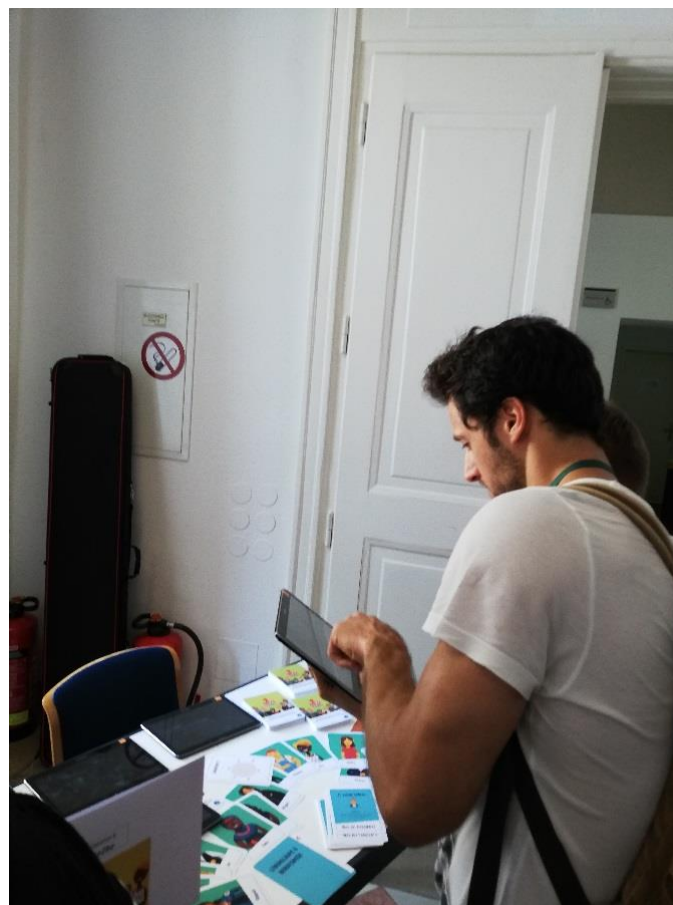
Abbildung 6: Ein Ausschnitt aus dem Spiel "Village Voices"

Gleich beim Betreten des Veranstaltungsraums fiel auf, dass eine Vielzahl an technischen Geräten vorhanden war. Für die Teilnehmer*innen der Konferenz standen Tablets und Laptops zur Verfügung, um die unterschiedlichen Spiele auszuprobieren. Da eine/r unser Co-Forscher*in noch nie zuvor mit diesen technischen Geräten in Berührung gekommen ist, erlebte er/sie dies als etwas Besonderes, was sich vor allem in einem ausgewählten Foto widerspiegelte. Die inklusive Konferenz eCrisis erwies sich als ein vertrauliches Umfeld, in welchem unser/e Co-Forscher*in erste Erfahrungen mit dem Umgang eines neuen Mediums machen konnte.



Abbildung 7: Diverse Tablets

Die sechste Kategorie Beratung und Hilfestellung wurde vor allem von einem/r Co-Forscher*in ins Licht gerückt. Auch wenn bei fast jeder Station Personen anwesend waren, welche die Spiele erklären sollten, so haben unsere Co-Forscher*innen zu Beginn der Spiele nicht immer eine Hilfestellung erhalten. Die Hilfestellung erfolgte zumeist erst in Notsituationen beziehungsweise wenn Bedarf entstand. Dies führte zu dem Umstand, dass unser Forscher*innen-Team die Beratung und Hilfestellung übernehmen mussten (siehe Abbildung 7). Ohne diese zusätzliche Hilfe hätten unsere Co-Forscher*innen ihrer Meinung nach den Sinn beziehungsweise den Auftrag der meisten Spiele nicht verstanden und nur “sinnlos” vor sich her gespielt.



*Abbildung 8: Ein Forscher bei der Beratung eines/r Co-Forscher*in*

Als besonders erfreulich erwies sich die Vielfalt der bereitgestellten Speisen und Getränke. Unsere Co-Forscher*innen lobten das große Angebot, es gab Hauptspeisen, Nachspeisen und diverse Getränke. Ein/e Co-Forscher*in merkte auch an, dass das Buffet den Gedanken der inklusiven Konferenz widerspiegelt, da auf verschiedene Ernährungsformen (Fleisch und

pflanzliche Alternativen) Rücksicht genommen wurde und somit jede/r Teilnehmer*in etwas für sich gefunden hat.



Abbildung 9: Die Diversität des Versorgungsangebots

Die letzte Kategorie umfasst den inklusiven Gedanken der Spielemesse, dies lässt sich sehr schön an einem Zitat von einem/r Co-Forscher*in zeigen:

“Mir ist gleich schon aufgefallen wie ich reingekommen bin, dass es sehr viele ... viele verschiedene Leute hier gibt. Es ist jeder da, also ... es ist ... sozusagen jeder willkommen und jeder kommt ... “

Zudem fiel auf, dass auch so ziemlich alle Altersgruppen vertreten waren, von Schulklassen bis hin zu Universitätsprofessor*innen. Wie im Zitat schon angedeutet handelte es sich um ein sehr diversifiziertes Publikum mit Teilnehmer*innen aus allen gesellschaftlichen Schichten. Unser gesamtes Forscher*innen-Team fühlte sich auf der inklusiven Konferenz sofort willkommen und die Organisator*innen und Veranstaltungsmitarbeiter*innen schafften es, für eine durchwegs positiv erlebte Konferenz-Atmosphäre zu sorgen.

Die Veranstaltung eCrisis wurde vom gesamten Forscher*innen-Team als eine äußerst gelungene Konferenz mit Mehrwert für alle Beteiligten empfunden. Auch wenn es einige kleine Hindernisse gab, die unseren Co-Forscher*innen negativ auffielen, wurde die Konferenz von ihnen als eine gelungene Veranstaltung gesehen. Abschließend ist zu bemerken, dass es das Organisationsteam definitiv geschafft hat, den inklusiven Gedanken im Rahmen dieser Konferenz umzusetzen. Unsere Co-Forscher*innen haben sich so willkommen geheißen, dass sie diese Veranstaltung mit Sicherheit wieder besuchen würden.

6. Diskussion und theoretische Rückbindung

Anhand der Durchführung unseres Forschungsprojekts und der Ausformulierung der Ergebnisse im Rahmen der dazugehörigen Seminararbeit konnten wir im Nachhinein einige Rückschlüsse mit den davor erarbeiteten theoretischen Grundlagen ziehen. Folglich möchten wir die Ergebnisse des vorigen Kapitels noch einmal hervorheben und daraus versuchen, theoretische Rückbindungen zu präsentieren.

Generell konnten durch die Besprechung mit den Co-Forscher*innen anschließend an die inklusive Konferenz acht zentrale Kategorien des Erlebens erarbeitet werden: Technische Probleme, Räumlichkeiten/Barrierefreiheit, Programm, Spiele, Technische Ausstattung, Beratung und Hilfestellung, Verpflegung und der Inklusive Gedanke. Diese Themen fanden sich in den Besprechungen mit beiden Co-Forscher*innen wieder, obwohl diese unabhängig voneinander geführt wurden.

In der Kategorie „Technische Probleme“ bemängelten die Co-Forscher*innen, dass sowohl Videovorträge als auch Spiele teilweise nicht angemessen vorgestellt werden konnten, da die Internetverbindung nicht einwandfrei funktionierte. Zur Lösung des Problems schlugen die Co-Forscher*innen die Einrichtung einer stärkeren W-LAN-Verbindung vor, sowie die Einrichtung mehrerer W-LAN-Verbindungen vor Ort, um einer Überlastung vorzubeugen.

In der Kategorie „Räumlichkeiten/Barrierefreiheit“ bemerkten die Co-Forscher*innen, dass die Räumlichkeiten äußerst dunkel waren, obwohl draußen die Sonne schien. Zudem bemerkten sie den mangelnden Platz innerhalb des Raumes, der als sehr vollgestellt und eng erlebt wurde. Ebenso verhinderte die Anordnung der Tische und Stühle das Entstehen von entspannten Gesprächen. In Bezug auf die Barrierefreiheit wurde zudem bemerkt, dass die Veranstaltung für im Rollstuhl sitzende Personen nicht wirklich optimal ausgerichtet war. Die Co-Forscher*innen schlugen daraufhin vor, dass die Veranstalter*innen künftig Expert*innen zum Thema Barrierefreiheit im Vorfeld kontaktieren sollten, umkommende Veranstaltungen besser und barrierefreier ausrichten zu können. In der Kategorie „Programm“ stellten die Co-Forscher*innen fest, dass das Programmheft, wenngleich übersichtlich gestaltet, doch sehr textlastig gestaltet war und es an visuellen Unterstützungen mangelte. Zur Lösung dieses Problems empfahlen sie den Einsatz von leicht verständlichen Zeichen wie beispielsweise Emojis. In der Kategorie „Spiele“ fiel störend auf, dass die Spiele oft nicht ausreichend erklärt waren und darüber hinaus für Menschen mit Leseschwächen ohne Hilfestellung nicht spielbar waren. Die Spiele verfügten zum Teil nicht über ausreichende Zielvorgaben, was die

Motivation deutlich schmälerte. Trotzdem wurde das Ausprobieren der Spiele von beiden Co-Forscher*innen als unterhaltsam erlebt und stellte für sie das Highlight der Konferenz dar. In der Kategorie „Technische Ausstattung“ fiel auf, dass viele unterschiedliche Geräte zum Ausprobieren der Spiele zur Verfügung standen und die Konferenz einen guten Rahmen bot, um sich mit den Geräten vertraut zu machen und Erfahrungen im Umgang mit selbigen zu sammeln. Vor allem eine*r der beiden Co-Forscher*innen lenkte den Fokus auf die Kategorie „Beratung und Hilfestellung“, da beide Co-Forscher*innen sich zu Beginn der Spiele trotz anwesender Personen bei jeder einzelnen Station im Stich gelassen fühlten und Hilfestellung erst gegeben wurde, wenn es wirklich zwingend erforderlich war. Dies in Verbindung mit der mangelnden Zielvorgabe der erprobten Spiele könnte sicherlich die Folge haben, dass Konferenzteilnehmer*innen einfach nur so vor sich hin spielen, ohne den Sinn des jeweiligen Spiels wirklich zu verstehen. Von beiden Co-Forscher*innen wurde die Kategorie „Speisen und Getränke“ positiv hervorgehoben. Sie lobten die große Auswahl und Vielfalt und die Verfügbarkeit von veganen und vegetarischen Alternativen. Die letzte Kategorie stellte „der inklusive Gedanke“ dar. Beide Co-Forscher*innen stellten fest, dass die Gruppe der Konferenzteilnehmer*innen sehr divers war. Darüber hinaus merkten beide an, sich auf der Konferenz sofort willkommen gefühlt und die Atmosphäre der Konferenz insgesamt als sehr positiv erlebt zu haben. Wenn also auch einige kleinere und größere Mängel bemerkt wurden, so wurde die Konferenz insgesamt von beiden Co-Forscher*innen als sehr gelungene, positive Veranstaltung mit angenehmer, offener Atmosphäre wahrgenommen.

Bei der theoretischen Rückbindung der ausgewählten Forschungsmethode hat sich durch die Durchführung der Forschung gezeigt, dass die selbsterstellten Schritte auf der Basis von Palobroda, Krieg, Murdock und Havelock (2009) sich als angemessen und praktisch erwiesen haben. Nur durch eine Anpassung dieser Schritte an die vorhandenen Forschungsgrundlagen wie zum Beispiel der Größe des Forschungsrahmens, des Ortes und der Teilnehmer*innen, konnte die Forschung und Durchführung den Anliegen des Forscher*innen-Teams gerecht werden. Grundsätzlich konnten wir keine andere Literaturquelle aufweisen, welche das Erleben einer inklusiven Konferenz durch die Forschungsmethode Photovoice beschreibt, da diese Methode zumeist im Gesundheitswesen und der Gemeinschaftsforschung Anwendung findet. Aus diesem Grund hat sich die Abänderung und Anpassung der Methode an unsere Forschungsbedingungen als sehr nützlich erwiesen.

Des Weiteren hat sich die ausgewählte Forschungsmethode als sehr angemessen und nützlich im Feld der partizipativen Forschung erwiesen. Die Methode hat dem Forscher*innen-Team

ermöglicht, neue Blickwinkel und Sichtweisen zu erkennen und zu erleben. Durch die Durchführung sowie Auswertung und Formulierung der Ergebnisse in der Zusammenarbeit des gesamten Forscher*innen-Teams hat sich gezeigt, dass die Methode Photovoice den Grundgedanken der partizipativen Forschung entspricht und diesen mit Erfolg erfüllen kann.

Als eine der größten Herausforderungen während des Forschungsprozess erwies sich die Etablierung einer partizipativen Forschungsstruktur. Da unser Forschungsteam in diesem Bereich über keinerlei Expertise verfügte, mussten ethische Grundsätze und partizipative Forschungsstrukturen von Grund auf im Vorfeld erarbeitet werden. Aus diesem Grund bietet es sich an, über den vergangenen Forschungsprozess zu reflektieren, um Verbesserungsmöglichkeiten für zukünftige Forschungen auszuarbeiten. Die Reflexion erfolgt anhand der von Wright et al. (2013) erarbeiteten „Fördernde Faktoren für die Anwendung der Partizipativen Qualitätsentwicklung (ebd., S. 153f).

Als ersten Punkt beschreiben die Autoren den Faktor von „Genügend Zeit und Ressourcen (ebd.,S. 153)“. Da Partizipative Forschung im Vergleich zu üblicher Forschung generell einen erheblichen Mehraufwand bedeutet, ist mit einem erhöhten Zeit- und Ressourcenaufwand zu rechnen. Dieser Umstand zeigte sich auch deutlich während unseres Forschungsprozesses. Durch die Etablierung von ethischen Richtlinien, dem Verfassen eines informierten Einverständnisses und dem regelmäßigen Austausch mit den Co-Forscher*innen ergab sich ein signifikanter Mehraufwand im Vergleich zu regulärer Forschung.

Da „Partizipation nicht bis ins letzte Detail geplant werden kann (Wright et al., 2013, S. 153)“, wird „Genügend Flexibilität (ebd., S. 153)“ als weiterer entscheidender Faktor beschrieben. Vor allem brauche es zeitlich und thematisch genügend Flexibilität, damit alle am Forschungsprozess beteiligten Personen Ziele und Arbeitsweisen definieren können, die für sie als sinnvoll und machbar erscheinen. Es zeigte sich, dass vorab definierte Vorstellungen über den Verlauf des Forschungsprozesses (wie durch den vorab erstellten Projektplan) nicht immer erfüllt werden konnte und es während des Forschungsprozesses notwendig war, diese Vorstellungen zu re-evaluieren und gegebenenfalls an die Umstände anzupassen.

Aufgrund des Umstandes, dass „Partizipation ausdrücklich geplant und umgesetzt werden muss (Wright et al., 2013, S. 153)“ und „sie nicht nebenbei realisiert werden kann (ebd., S. 153)“, ergibt sich als dritten fördernden Aspekt „Steuerung (evtl. Begleitung) (ebd., S. 153)“. Der Erfolg Partizipativer Forschung hänge im Wesentlichen davon ab, inwiefern sich die Forscher*innen dazu bereit erklären, den Prozess zu gestalten und zu begleiten. In unserem

Forschungsprozess wurde sichtbar, dass es bei Zeitmangel oder Unsicherheiten dazu kam, dass die Idee einer Partizipativen Forschung beinahe ins Hintertreffen geriet. Demnach ist es entscheidend, sich die Wichtigkeit der Idee einer Partizipativen Forschung stets vor Augen zu halten und diese nicht aufgrund anderer Umstände zu opfern.

Als letzten entscheidenden Punkt beschreiben die Autoren „Vertrauen und Kontinuität (Wright et al., 2013, S. 154)“. Längerfristige Zusammenarbeit wird als Kernmerkmal Partizipativer Forschung beschrieben und folglich ist der Erfolg des Forschungsprozesses von konkreten Beziehungen abhängig. Im Verlauf unseres Forschungsprozess galt es, die mit den Co-Forscher*innen bestehenden Vertrauensverhältnisse aufrechtzuerhalten und zu vertiefen und die Würde der Co-Forscher*innen vor die Ausarbeitung möglicher Forschungsergebnisse zu stellen. Es war unser größtes Anliegen, dass die Beziehungen zu den Co-Forscher*innen auch über das Forschungsprojekt hinaus bestehen und dass diese Beziehung nicht durch die Forschung auf Spiel gesetzt wird.

Durch die Ausarbeitung der Kategorien und der theoretischen Rückbindung kann eine Verbindung der vorhandenen Forschungsfrage mit der ausgewählten Methode sowie den erarbeiteten Ergebnissen hergestellt werden. Anhand der präsentierten Ergebnisse wird die Forschungsfrage im nächsten Kapitel (Conclusio) beantwortet. Durch die Auswahl der Methode Photovoice konnte den Ansprüchen der Teilnehmer*innen und der Idee einer partizipativen Forschung definitiv entsprochen werden, da die Methode entsprechend der Bedürfnisse aller Beteiligten angepasst wurde. Somit weisen die erhaltenen Ergebnisse einen starken partizipativen Charakter auf, um so das Erleben auf der inklusiven Konferenz in den Vordergrund zu stellen und dabei die Würde und die Besonderheit der Co-Forscher*innen zu wahren und präsentieren.

7. Conclusio

In der heutigen Zeit sind Begriffe wie Inklusion, Integration oder Partizipation aus alltäglichen Lebenssituationen, politischen Diskussionen oder dem Bildungssystem nicht mehr wegzudenken. Vor allem die Thematik der Inklusion ist allgegenwärtig und die Aufklärungsarbeit und Verbesserung der derzeitigen Bedingungen werden immer wichtiger. Diese positive Entwicklung diesbezüglich ist in unserer Gesellschaft deutlich erkennbar, unter anderem durch die Zunahme inklusiver Veranstaltungen.

Der Mittelpunkt dieser Arbeit ist das Erleben einer inklusiven Konferenz, hierbei ist es wichtig, dass es sich um ein partizipativ angelegtes Forschungsprojekt handelt, bei welchem das Erleben

immer individuell ist und es in diesem Bereich zu vielen verschiedenen Erfahrungen und Meinungen kommen kann. Aus diesem Grund haben alle Ergebnisse dieser Forschung einen subjektiven Charakter.

Der Besuch der eCrisis war für das gesamte Forscher*innen-Team ein positives Erlebnis, da wie bereits zu einem früheren Zeitpunkt der Arbeit eine/ein Co-Forscher*in zitiert wurde, „alle willkommen waren“. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl war während der gesamten Konferenz zu spüren und sorgte für eine angenehme und stressfreie Atmosphäre, die sich für die Durchführung des Forschungsprojektes gut eignete. Der Aufbau und die Organisation der inklusiven Konferenz machen deutlich, dass es nicht immer einfach ist, alle Lebenssituationen zu bedenken und möglichen Barrieren bereits im Vorfeld keine Chance zu geben. Wie sich gezeigt hat, ist dies nicht immer zur Gänze erfüllbar, auch wenn versucht wurde, den Inklusionsgedanken zu erfüllen. Trotz kleiner Hindernisse, über die alle Beteiligten hinwegsehen konnten, war das Erleben der Konferenz sehr spannend und für die Teilnehmer*innen eine interessante und wertvolle Erfahrung.

Nicht zu vergessen sind auch der Umgang der Co*Forscherinnen mit teilweise neuen Situationen, die gemeinsamen Erfolgserlebnisse und der Spaß, welcher immer im Vordergrund standen. Durch die anschließende Reflexion mit dem gesamten Forscher*innen-Team, gelang es, andere und neue Perspektiven einzunehmen und die eCrisis durch die Augen der Co-Forscher*innen Revue passieren zu lassen.

Für diesen Zweck erwies sich die gewählte Forschungsmethode „Photovoice“ als sehr passend, da die Co-Forscher*innen somit die Möglichkeit hatten, auch mit wenigen Worten, dafür umso aussagekräftigeren Bildern, ihren Besuch zu dokumentieren und ihre Gefühle auszudrücken. Darüber hinaus war die anschließende Reflexion für das Forscher*innen-Team sehr aufschlussreich und zeigte neben den positiven Aspekten auch beispielsweise räumliche und technische Problematiken auf. Zudem konnten durch die kommunikative Validierung die vom Forscher*innen-Team aufgestellten Kategorien und Ergebnisse auf ihre Richtigkeit und den Wahrheitsgehalt durch die Co-Forscher*innen überprüft werden.

Da bei dem Forschungsprojekt das Erleben im Vordergrund steht, soll die Forschungsfrage, die dieser Arbeit zugrunde liegt, aufgegriffen und schlussendlich beantwortet werden:

„Wie erleben Menschen mit und ohne Lernschwierigkeit den Besuch einer inklusiven Konferenz?“

Wie bereits erwähnt, haben für die Co-Forscher*innen die positiven Aspekte der eCrisis eine große Rolle eingenommen. Sie fühlten sich durch die vielfältigen Angebote und Möglichkeiten willkommen und unterstützt in ihrem Tun. Hinzu kommt, dass vor Ort äußerst vielfältige Menschen anzutreffen waren und sich trotz dieser Unterschiede alle auf Augenhöhe begegnet sind und sich, wenn nötig, gegenseitig unterstützt haben. Durch das gemeinsame Erleben von Forscher*innen und Co-Forscher*innen hatten letztere die Möglichkeit in ihrem Handeln, falls nötig, bestmöglich unterstützt zu werden beziehungsweise sich auf der eCrisis wohl zu fühlen. Besonders wichtig ist hierbei natürlich die Ermöglichung einer aktiven Teilhabe, die durch die inklusive Konferenz und das Zusammenspiel von allen Beteiligten gegeben war und den Besuch für die Co-Forscher*innen als erfolgreich zu betrachten lässt.

Trotz der gut durchdachten Organisation sahen sich einige Teilnehmer*innen der Konferenz mit Barrieren konfrontiert, welche verdeutlichen, dass selbst eine inklusive Veranstaltung, welche versucht, alle einzuschließen, nicht immer für alle Eventualitäten ausgerüstet ist. Dies spiegelt sich auch in unserer Gesellschaft wieder, da der Versuch nach Inklusion in den meisten Fällen gegeben ist, es jedoch leider oft an der Umsetzung scheitert. Egal ob dies Räumlichkeiten, Unterstützungen aller Art oder finanzielle Mittel betrifft, bei dem Versuch allen Menschen eine uneingeschränkte Teilhabe zu bieten, scheitern wir leider oft. Durch etliche politische Reformen wird versucht, das Bildungs- und Sozialsystem diesbezüglich positiv zu verändern, bis das Ziel erreicht ist, müssen jedoch wahrscheinlich noch einige inklusive Konferenzen folgen.

Wichtig ist daher, dass inklusive Veranstaltungen unterstützt werden und die Möglichkeit, diese besuchen zu können, wahrgenommen und beworben wird. Des Weiteren müssen alle Personen, die zum Forschungsprozess eines Projektes gehören, die Chance haben, aktiv mitwirken zu können, auch wenn partizipative Forschung den Forschungsprozess nicht immer erleichtert und der Aufwand ein höherer sein kann, schlussendlich lohnt es sich und alle Beteiligten können nur davon profitieren.

Literaturverzeichnis

Inhalt/Theorie/Studien

Biewer, G. (2009): Grundlagen der Heilpädagogik und Inklusiven Pädagogik. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinhardt

Fishman, B., Riconscente, M., Snider, R., Tsai, T., & Plass, J. (2014): Empowering Educators: Supporting Student Progress in the Classroom with Digital Games. Ann Arbor: University of Michigan. Verfügbar unter: http://gamesandlearning.umich.edu/wpcontent/uploads/2014/11/A-GAMES-Part-I_A-National-Survey.pdf, Zugriff am 18.05.2019

Fübi, M. (2016): Serious Games. Was sind Serious Games? Verfügbar unter: http://www.seriousgames.de/?page_id=289, Zugriff am 30.05.2019

Goller, H. (2009): Erleben, Erinnern, Handeln. Eine Einführung in die Psychologie und ihre philosophischen Grundfragen. Stuttgart: W. Kohlhammer

Göthling, S., Schirbort, K. (2011): People First - eine Empowermentbewegung von Menschen mit Lernschwierigkeiten. Ein Blick zurück und einer nach vorne. In: Kulig, W.; Schirbort, K. und Schubert, M. (Hrsg.): Empowerment behinderter Menschen. Theorien, Konzepte, Best Practice. Stuttgart: W. Kohlhammer. 57-65.

Göthling, S., Schirbort, K., Theunissen, G. (2006): Netzwerk People First Deutschland. Zur Selbstvertretung von Menschen mit Lernschwierigkeiten. In: Wüllenweber, E., Theunissen, G. Mühl H. (Hrsg.) (2006): Pädagogik bei geistigen Behinderungen. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart: W. Kohlhammer

Grasel, I., Kreamsner, G., Kreuzhuber, M., Möhlen, L. K., Montini, A. S., Osimk, N., Proyer, M., Schmözl, A., Seiting, E., Tahlawi, D. (2019): Programmheft „Serious Games for a Humane Europe“. eCrisis. Universität Wien

Camilleri, V., Karpouzis, K., Koulouris, P., Kreamsner, G., Mohlen, L. K., Pfeiffer, D., Proyer, M., Schmall, T., Schmözl, A., Stouraitis, E., Yannakakis, G. N. (2016): eCrisis: „Europe in crisis“, IO1 eCrisis framework. Verfügbar unter: http://ecrisis.eu/results/eCrisis_IO1.pdf, Zugriff am 24.06.2019

Hinz, A. & Niehoff, U. (2008): Bürger sein. Zur gesellschaftlichen Position von Menschen, die als geistig behindert bezeichnet werden. In: Geistige Behinderung. Jg. 47, Nr. 2, 107-117.

Kronauer, M. (2013). Soziologische Anmerkungen zu zwei Debatten über Inklusion und Exklusion. In R. Burtscher, E. J. Ditschek, K.-E. Ackermann, M. Kil, & M. Kronauer (Hrsg.), Zugänge zu Inklusion: Erwachsenenbildung, Behindertenpädagogik und Soziologie im Dialog. Bielefeld: Bertelsmann, 17-25.

Liapis, A., Hoover, A. K., Yannakakis, G. N., Alexopoulos, C., Dimaraki, E. V. (2015): Motivating Visual Interpretations in Iconoscope. Designing a Game for Fostering Creativity. Verfügbar unter: http://antoniosliapis.com/papers/motivating_visual_interpretations_in_iconoscope.pdf, Zugriff am 18.05.2019

Prändl, I. (2014): Lerntheorien. Verhalten und Erleben. Verfügbar unter: <http://lernen.psycho-wissen.net/verhalten-und-erleben/index.html>, Zugriff am 14.6.2019

Roth, G. (2003): Aus Sicht des Gehirns. Berlin: Suhrkamp Verlag

Schluchter, J. (2016): Medien, Medienbildung, Empowerment. Merz. Medien+Erziehung, 60(3), 24-30.

Scheiblaue, J. & Kofler J. (2009): Barrieren für Menschen mit Lernschwierigkeiten. Verfügbar unter: <http://bidok.uibk.ac.at/library/scheiblaue-barrieren-1.html>, Zugriff am 13.6.2019

Walsh, C. & Schmoelz, A. (2015): Pre- Service Teachers Designing Serious Games. In: Margaret Baguley AARE Conference Proceedings, 1-10.

Inklusive bzw. partizipative Forschung

Buchner, T., Koenig, O., Schuppener, S. (2011): Gemeinsames Forschen mit Menschen mit intellektueller Behinderung – Geschichte, Status quo und Möglichkeiten im Kontext der UN-Behindertenrechtskonvention. In: Wissenschaft und Forschung, Teilhabe 1/2011, Jg. 50, S. 4-10.

Hauser, M. (2013): Inklusive Forschung – Gemeinsames Forschen mit Menschen mit Lernschwierigkeiten. In: eNewsletter Wegweiser Bürgergesellschaft 08/2013 vom 10.5.2013. Verfügbar unter:

https://www.buergergesellschaft.de/fileadmin/pdf/gastbeitrag_hauser_130510.pdf., abgerufen am 15.6.2019

Huber, M., Muller, C. (2019): Beziehung als Voraussetzung partizipativer Forschung. In: Fasching, Helga (Hrsg.): Beziehungen in pädagogischen Arbeitsfeldern und ihren Transitionen über die Lebensalter. Julius Klinkhardt. S.191-207. Verfügbar unter: https://www.researchgate.net/publication/331896024_Bezeichnung_als_Voraussetzung_partizipativer_Forschung, abgerufen am 15.6.2019

König, O., Schmölz, A. (2019): Partizipative Forschung – Inklusive Forschung und Medien? Über Einsatzfelder, Abgrenzungen, Überschneidungen und forschungsethische Implikationen. In: Bosse, I., Schluchter, J., Zorn, I. (2019): Handbuch Inklusion und Medienbildung. Weinheim Basel: Beltz Juventa. S.350-358.

Von Unger (2014a): Partizipative Forschung: Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Von Unger, H. (2014b): Partizipative Forschung mit alten Menschen – (Wie) kann das gehen? „Sorgekultur Im Alter“, 8. Internationales IFF-ÖRK Symposium, 26. & 27. September 2014, Köln. Verfügbar unter: https://www.uni-klu.ac.at/pallorg/downloads/10_von_Unger.pdf, Zugriff am 16.06.2019

Von Unger, H. (2014): *Partizipative Forschung mit alten Menschen – (Wie) kann das gehen?* „Sorgekultur Im Alter“, 8. Internationales IFF-ÖRK Symposium, 26. & 27. September 2014, Köln. Verfügbar unter: https://www.uni-klu.ac.at/pallorg/downloads/10_von_Unger.pdf, Zugriff am 16.06.2019

Forschungsethik

Eide, P., Kahn, D. (2008): Ethical Issues in the Qualitative Researcher Participant Relationship. *Nursing Ethics*, Volume 15, Number 2. DOI: 10.1177/0969733007086018

Hewitt, J. (2007): Ethical Components of Researcher Researched Relationships in Qualitative Interviewing. *Qualitative Health Research*, Volume 17, Number 8. DOI: 10.1177/1049732307308305

Kämper, E. (2015): Risiken sozialwissenschaftlicher Forschung? Forschungsethik, Datenschutz und Schutz vor Persönlichkeitsrechten in den Sozial- und Verhaltenswissenschaften. *Schmollers Jahrbuch* 135. Duncker & Humblot, Berlin.

Universität Salzburg (16. Mai 2012). *Richtlinien des Fachbereichs Erziehungswissenschaft der Universität Salzburg für Forschungs- und Qualifikationsarbeiten*. Verfügbar unter: https://www.uni-salzburg.at/fileadmin/oracle_file_imports/1901170.PDF, Zugriff am 07.06.2019

Von Unger, H., Narimani, P. (2012): Ethische Reflexivität im Forschungsprozess: Herausforderungen in der Partizipativen Forschung. Discussion Paper SP I 2012-304. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.

Wright, Michael, Block, Martina, Kilian, Holger, Lemmen, Karl (2013): Förderung von Qualitätsentwicklung durch Partizipative Gesundheitsforschung. Institut für Soziale Gesundheit, Katholische Hochschule für Sozialwesen. Berlin Heidelberg: Springer Verlag, S.147-154

Forschungsmethode

Hussy, Walter, Schreier, Margit, Echterhoff, Gerald (2010): Forschungsmethoden in Psychologie und Sozialwissenschaften. Berlin Heidelberg: Springer Verlag, S. 213-234

Palobroda, Beverly, Krieg, Brigitte, Murdock, Lisa, Havelock, Joanne (2009): A practical guide to photovoice: Sharing pictures, telling stories and changing communities. Winnipeg: Prairie Women's Health Centre of Excellence.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Stufen der Partizipation (Wright, 2011)

Abbildung 2: Die acht Stufen unserer Forschungsmethode (selbst erstellt)

Abbildung 3: Überlegungen zu unserem Forschungskonzept (selbst erstellt)

Abbildung 4: Die gemeinsam erstellten Kategorien (selbst erstellt)

Abbildung 5: Das ausführliche, jedoch leselastige Programmheft (selbst gemachtes Foto)

Abbildung 6: Ein Ausschnitt aus dem Spiel „Village Voices“ (selbst gemachtes Foto)

Abbildung 7: Diverse Tablets (selbst gemachtes Foto)

Abbildung 8: Ein Forscher bei der Beratung eines/r Co-Forscher*in (selbst gemachtes Foto)

Abbildung 9: Die Diversität des Versorgungsangebots (selbst gemachtes Foto)